

# DIE FACKEL

Nr. 305/306

20. JULI 1910

XII. JAHR

## Schoenebeckmesser <sup>1</sup>

Von *Karl Kraus*

Wenn die Erinnerung an Herrn Maximilian Harden, die hin und wieder noch durch einen Wirtshausexzeß des Milchhändlers Riedel aufgefrischt wird, verrinnen sollte, wenn es selbst meiner philologischen Mühe nicht gelingen möchte, seine Prosa unsterblich zu machen, so wird sich doch einst ein deutscher Sittenforscher dazu entschließen müssen, das Profil dieses zwischen Staats— und Bettgeheimnissen angestrenkten Chiffreurs nachzuzeichnen. Denn daß die deutsche Intelligenz, durch ein paar Jahre geglaubt hat, aus einem Zettelkasten spreche eine Pythia und ein Informationsbüro sei ein Janustempel, ist die stärkste aller erweislichen Wahrheiten. Und die lustigste, wie schnell der Glaube in dieser allen Wahrheitsuchern und Nordpolfindern, Luftgauklern und Erdenschwindlern hingegebenen Zeit kaputt wird. Wir verstehen eines Tages nicht mehr delphisch; und vor uns steht ein Januspolitiker, mit zwei Gesichtern, von denen das eine vorwärts sieht, das andere rückwärts, jenes auf den Hosenlatz der Nation und dieses auf ihren Hintern. Hütet euch vor seinem wissenden Blick, ihr deutschen Soldaten; zeigt ihm die Front nicht und kehrt ihm nicht den Rücken; ihr Goeben und Moltke, habt acht! Nicht mehr gefährlich ist er, aber zudringlich. Nicht über Krieg und Frieden entscheidet er jetzt, aber über eure Siege und Niederlagen im Bett. Eine Zeit der Geschlechtsparade ist angebrochen: weh dem, der normwidrig adjustiert ist; weh dem, der im Vordertreffen seinen Mann nicht gestellt hat. Pardon wird nicht gegeben. Wer sich den Luxus eines Privat— und Familienlebens gestattet, muß sich auch eine Kritik gefallen lassen. Und wie's bei Schoenebecks zuging, das zeigt uns nicht nur die öffentliche Berichterstattung über eine geheim durchgeführte Verhandlung. Nein, dort, wo der Reporter verzichtet, dort, wo selbst unsere Phantasie diskret wird, eben dort tritt Herr Maximilian Harden dazwischen, duldet keine Heimlichkeiten, dreht die Lampe auf, die's nicht wissen soll, spricht aus, »was ist«, ruft Zeugen zur Tat, wälzt ein Protokoll heran und sorgt dafür, daß auch nicht ein Tropfen erweislicher Lustbarkeit verloren gehe. Auf die Frage, ob man im Dunkeln erröten könne, läßt er sich nicht ein, da er weder ein Dunkel zugibt, noch ein Erröten kennt. Was an Tatsachen nicht zu haben ist, ersetzt er durch die Erkenntnisse seiner ausschweifenden Psychologie. Und mit einem Wissen, dem nichts Menschliches fremd, und mit einem Besserwissen, das über alles Menschliche informiert ist, mit dem ganzen Rüstzeug einer neuzeitlichen Bildung, die Juristerei, Philosophie und Medizin und leider auch Pornolalie studiert hat, und mit einem Eifer, der von der Erschaffung der Welt anfängt, die Bibel plündert und Allenstein das Olsztyn der masurischen Polen nennt, um auf die Hauptsache, die sexuellen Gewohnheiten des Herrn v. Goeben zu kommen, bepackt

1 Zuerst in der Halbmonatsschrift 'März' erschienen.

[KK]

mit Erudition, Information und Sensation wie noch nie: so tritt Herr Maximilian Harden in das Schlafzimmer des Hauses Schoenebeck.

Ein Journalist, der, bevor er die zugkräftigsten Gemeinheiten über einen Toten und über eine Frau losläßt, nicht einmal so viel Takt beweist, mit seinen geographischen und historischen Kenntnissen über eine Provinzstadt zurückzuhalten. Ungescheut, mit einer Indiskretion, die den verborgensten Winkel des Zettelkastens nicht schont, enthüllt er uns, daß die Alle ein Nebenfluß des Pregel ist, und daß dort Marschall Soult 1807 vier Tage vor der Schlacht bei Eylau den russopreußischen Nachtrab schlug. Daß Allenstein 30.000 Einwohner, ein Hochmeisterschloß und eine restaurierte katholische Kirche hat und die Bevölkerung Handel mit Holz, Leinwand und Hopfen treibt. Was das uns angeht, fragen wir, die an solchen Intimitäten nachgerade genug haben und denen das Exhibitionieren mit Baedekerbildung ein Ärgernis ist. Zur Sache! möchten wir rufen, weil wir auf die Beweisführung gespannt sind, wie Herr von G. durch Frau von Sch. zu einem normalen Geschlechtsverkehre veranlaßt wurde. Aber noch ist, nach der geographischen Belästigung, der Speicher des historischen Wissens nicht entleert. Goeben ist nämlich »Sohn aus der zweiten Ehe eines Gutsbesitzers, der als Sechzigjähriger an Leberkrebs starb«. Die Mutter war fünfunddreißig Jahre alt, als das Kind geboren oder vielmehr »ihrem Schoß entbunden wurde« (dies nebenbei zur Aufklärung für solche, die noch immer glauben, daß der Storch die preußischen Offiziere bringt). Man sieht, wie wenig man in der Schule gelernt hat und was man alles fürs Leben braucht. Wie der Famulus stehen wir vor dieser faustischen Fülle. Zwar wissen wir jetzt schon viel, doch möchten wir alles wissen. Also: Herr von Goeben war eine »schwere Zangengeburt«. »Arm und Bein sind rechts um einen Zentimeter kürzer als links.« Obs genau stimmt, wissen wir freilich nicht, haben aber das Vertrauen. »Als Kind hat er an Masern, Scharlach, Keuchhusten, Skrofulose gelitten und sich einen Leistenbruch zugezogen.« Nun haben wir bisher geglaubt, daß zwar Masern und Scharlach Krankheiten sind, die angezeigt werden müssen, daß aber ein Leistenbruch zu jenen Privatangelegenheiten gehöre, die der Mensch mit sich selbst auszumachen hat, und zu jenen Leiden, auf die sich das ärztliche Geheimnis eben noch bezieht. Dieser Arzt aber kennt kein Geheimnis, so wenig wie dieser Jurist, dieser Historiker, dieser Geograph, dieser Archäolog, dieser Flugtechniker, dieser Journalist eines kennt. Er ist durch das Leben des Hauptmanns von Goeben gezogen, er hat seine Entwicklung, mitgemacht, er stand zu Füßen seines Bettes, er begleitete ihn in den Burenkrieg, er war dabei, als er verwundet wurde und »an Armen und Händen, an der Hüfte und dem fünften Metakarpalknochen« — kein Wunder, daß er ihm jetzt auch eine Mappierung seiner Sexualpläne vorweist. Er hat seinen Jugendsünden beigewohnt, er kennt seine vorzeitige Männerschwäche. Nichts ist ihm, in all den Jahren, in denen er doch mit der Liebenberger Tafelrunde voll zu tun hatte, entgangen. Und er weiß auch, daß Goeben »von seinem auf ihn stürzenden Pferde an Darm und Niere gequetscht« wurde, und daß er hierauf an Malaria und Schwarzwasserfieber erkrankte, bis er nach einer langwierigen Furunkulose 1906 als Batteriechef zum Masurischen Feldartillerieregiment Nr. 73 versetzt wurde. Wann? Vor Weihnachten? Nein, »im Advent«. Und endlich lernt er Frau von Schoenebeck kennen. Die hat vom Major Schoenebeck zwei Kinder? Nein, das ist der Mann, »in dessen Umarmung sie zwei Kinder empfangen hat«. Was tut Goeben? Er küßt sie? Aber nein, er »drückt, selig zunächst schon in dem Bewußtsein, lange genährtem Heilandwahn so brünstigen Glauben geweckt zu haben, seine Lippen auf den Mund der Frau, die sich, in der Ohnmacht überquellenden Dankbedürfnisses, erfröstelnd in seine Arme gleiten ließ«.

Seitdem Herr Maximilian Harden einmal Wedekinds »Frühlingserwachen« das »Männern der Knaben und Böckeln der Mädchen« genannt hat, wissen wir, daß er eine deutliche Sprache liebt. Seitdem er einmal gesagt hat, daß in einem andern Drama die Heldin den Helden »an der Wurzel des Paarungstriebes kitzelt«, wissen wir, daß er ein Ding beim rechten Namen nennt. Kein Zweifel, er wird uns aus dem Traumleben des Herrn von Goeben, in dem er sich so gut auskennt wie in einem Konversationslexikon, schon erklären, was diesen Kavalleristen bestimmt hat, sich so lange vom Weibe fernzuhalten und lieber »im Sattel den Akkumulator seines Geschlechtstriebes zu entladen«. Herr Harden bedauert, daß den Herrn von Goeben »keiner je vor schädlichem Mißbrauch des Zeugungorganes gewarnt« hat. Wir bedauern, daß es keinen Strafgesetzsatzparagraphen gibt, der die Weglassung des »s« in einem fremden Körperteil weithin als eine verächtliche Handlung brandmarkt. Wir bedauern, daß es kein literarisches Berufsgericht gibt, das einen Schandpreis der Diskretion einem Journalisten verleiht, dem eine so delikate Umschreibung gelungen ist wie diese: »Der Artilleriesleutnant tut wie Onan, Judas zweiter Sohn von Sua, den des Herrn Zorn traf, weil er statt bei des Bruders Witib zu liegen, seinen Keimsaft in die Erde sickern ließ«. Wir bedauern, daß es keine Organisation des Abscheus gibt für den Fall, daß ein Publizist selbst an jenes Geheimnis geschlechtlicher Betätigung greift, welches bisher der Natur der Sache nach mit keinem Zeugen geteilt wurde. Aber die neurologische Obduktion Goebens — nein, »des aus kränkelndem Stamm Ersproßten« — ist noch nicht zu Ende. »Ob ihn je ein Mannesleib reizte?« fragt Herr Harden, den eine langjährige Erfahrung auf diesem Gebiete gegen solche Möglichkeit stumpf gemacht hat. Endlich ist's heraus. Eine unverbindliche Frage. Goeben war Offizier, und Herr Harden könnte es nicht überraschen. Goeben »hat's geleugnet«. Nun, Harden will's mindestens dahingestellt sein lassen. »Die besondere Art seiner Lustvorstellung ließe leicht darauf schließen.« Positives hat er nicht erfahren können; die Detektivbüros gegen die Armee zu mobilisieren, lohnt sich nur, wenn außer dem Vaterland das eigene Wohl gefährdet ist. »Einerlei«, meint Herr Harden; will die Sache nicht weiter untersuchen und läßt es beim Rade bewenden. Denn schließlich bietet ja der selige Goeben durch sein »schmähliches Geheimnis«, um das Herr Harden weiß, genug Handhabe für einen aufgeregten Moralisten. Und wie erst durch seinen Verkehr mit der Frau von Schoenebeck! Herr Harden erinnert zu diesem Punkte an die »Leistungsfähigkeit der Leutnantszeit«, während hingegen den Hauptmann »häufige Schweißausbrüche schwächen« und seine Exzesse »sich von Mond zu Mond mehren«. Herr Harden sagt's nun gradheraus, es handle sich um Masturbation, und »der fast Siebenunddreißigjährige, der als Batteriechef« — bisher war nur von Akkumulatoren die Rede — »nach Allenstein versetzt wird, hat als ein Glücklicher niemals noch den Leib eines Weibes umschlungen«. Endlich also lernt er eine kennen. Frühling ist's. Oder mit einem Wort: »Der Lenz kommt ins Pregelland«. Goeben denkt, die könne er haben? Nein, so einfach geht das nicht, sondern: »In schwüler Mittagsstunde bebrütet, während des Heimrittes vom Übungplatz, die Sonne in Goebens Hirn die Hoffnung, jetzt, so spät noch, das volle Glück der Mannheit zu erlangen«.

Die Mutter ließ ihn einst — Herr Harden weiß es — im Scherzspiel auf ihrem Rücken reiten. Und Herr Harden weiß, daß sich im Unbewußten des Knaben dieser Eindruck festgesetzt hat. Ob er nun bei der Assoziation dabei war, oder den Hauptmann untersucht, oder gar ein Werk über Psychoanalyse gelesen hat; ob er's vom Hörensagen weiß oder ob es ihm am Ende ein Hofrat und fünf Ärzte aus dem Annoncenteil der 'Zukunft' eidlich bestätigt haben — Herr Harden weiß, welche Vorstellung dem Herrn von G. beim Reiten zu

schaffen macht. Nun wird es an Frau von Sch. sein, ihn beim Huckepackspiel herumzukriegen. So wird die »männische Willensleistung« ohne Zweifel einmal zustande kommen. Die Frau behauptet aber, ihr eigener Mann »vertiere zum unersättlichen Bullen, der sich Tag vor Tag auf die Kalbe stürzt, zum geilsten Bock, dessen Gier zwischen zwei Sonnen mindestens einen Geschlechtsakt erzwingt«. Unglaublich; und was sagt Goeben dazu? »Doppelt brennt vor dem Schreckbild solcher roh prassenden Übermännlichkeit die Schmach eigenen Unvermögens.« Die Frau will »von dem Lakentyrannen befreit« sein und zugleich »den Kiefertaster des Männchens zu neuem Tatversuch wachkitzeln«. Das heißt, sie will den Major los sein und den Hauptmann kriegen. Sie ist selig in dem Gedanken; sie versichert also, »der Rausch der Verheißung habe ihr das Bewußtseinstor überschwemmt«. Soll sie sich denn an ihren gierigen Mann wegwerfen? Oder einfacher gesagt: sollen

»ihre nie nach Lust getränkten Sinne, wie dürstende Hunde an besudeltem Rinnsal, sich an unsauberem Born kühlen? Grauen, Ekel, alle Wächter schamhafter Liebe überrennen, rings um die Seelenfeste die Leuchtfeuer löschen und im Dunkel des Ehebettes von dem über dicht verhängten Pupillen Röchelnden in stummer Wonne nehmen, was der Mann zu geben vermag und der Liebste versagen muß?«

Trotz solchen Hindernissen — endlich »gelingt, was noch nie gelang: die Mann und Weib zum Gattungsdienst nach der Norm der Natur einende Paarung« ... Und wo begibt sich das alles? In Allenstein? Nein, so plump ist Herr Harden nicht, den Ort zu verraten. »Im Allestädtchen«, sagt er diskret. Herr von Schoenebeck, hat sie erzählt, habe »ihr die Haut gepardelt«? So etwas kann einem Publizisten, der Sexualklatsch verbreitet, nicht passieren; denn die Beleidigten sind zum Teil tot, zum Teil im Sanatorium. Vielleicht hätte Herr von Goeben auch nicht den Mut gehabt. Denn er war einer, »der mit dem prahlerisch ausgereckten Geäst seines Wesens doch keinen Bezirk der Mannheit ganz zu decken vermag«. Wie wollte er ursprünglich den Major umbringen? Mit Arsenik? »Die schafft er herbei.« Aber da einerseits eine weibliche Arsenik ohne Wirkung bliebe und andererseits auch Frau von Schoenebeck nicht dafür ist, so muß ein anderes Mittel gewählt werden. Er zögert. »Wie am Vaal einst der Stacheldraht, drückt der Hohn des Weibes sich dem Soldaten in die Brustwehrhaut.« Und es geschieht.

Wer das dem Major Schoenebeck vorher gesagt hätte! Wer ihm gesagt hätte,

»unter dem Pfühl, an dem noch seines Schweißes Ruch haftet, wärme die Brust seines Weibes den zuckenden Leib Hugos von Goeben und aus dem oft unter Saugküssen erstickten Gewisper der beiden webe sich die letzte Mische eines Mordplangespinnnetes, das in der nächsten Nacht den Hausherrn drosseln solle!«

Er hätt's nicht geglaubt. Denn er wußte zwar, wie sie's getrieben hat, kannte sogar aus Briefen »das Hengstgewieher der Angehörten«, aber schlief fest »wie ein Grimbart im Winterkessel«. Er wußte, daß sie es »mit dem graugelben Bombenhugo« halte, aber an Mord hatte er nicht geglaubt. Sie war ihm ein bequemes Lusttierchen, das gibt Herr Harden zu, lobt die Auffassung und läßt das Lied vom braven Mann erklingen, der seinen bunten Rock, seine Kinder und seine Jagd über alles liebt und der sich rackert, während seine Frau auf »Lendenerlebnisse« ausgeht. Herr Harden billigt die sexuelle Indulgenz eines Mannes, vor dem er uns vorher schlicht erzählt hat, daß er »mit dem Gelde der Frau behaglich leben und seine Gäste besser bewirten kann als mancher Brigadier« ... Und er vertritt auch den männlichen Standpunkt sexu-

eller Kommodität. Hat solch biederer Jägersmann schon ein Lusttierchen im Haus, so benütze er es und hänge sein Geweih unter die Jagdtrophäen. Was des Mannes Recht ist, wird bei der Frau geduldet: aber auch nur, weil der Skandal vermieden und das Geld behalten werden soll. Mit einer unbezahlbaren Geste der Verachtung aber für das »Ewig—Läufische« finden sich die deutschen Männer in solcher Situation zurecht, die ihnen besonders dann bequem ist, wenn sie selbst ein Bedürfnis fühlen. »Kann, wenn ich will, mein Lusttierchen haben.« Dieses Wort, das Herr Harden dem Herrn von Schönebeck in den Mund legt, ist das tiefste Bekenntnis dieser infamen Sittlichkeit, die den begehrenden Frauen mit Kriminalität und Psychiatrie beikommt, wenn sie sie zufällig nicht für die begehrenden Männer pardonniert hat. Ich weise es von mir, mich mit dem Meistersinger der bürgerlichen Moral, mit dem Beckmesser ehelicher Potenz, mit dem Höfling der »Lakentyrannen« und dem Profosen militärischer Normwidrigkeit über erotische Probleme auseinanderzusetzen. Ich werde mit ihm nicht darüber streiten, ob eine Frau wirklich eine »aus dem Bereich der Weibheit Geschiedene« ist, ob sie wirklich »einen Aussatz blößt, den die Winkeldirne noch vor jedem, den sie nicht weg-scheuchen will, bürge«: wenn sie ihrem Geliebten von der Manneskraft. seines Vorgängers spricht. Ich werde den geschwollenen Plattheiten dieses Moralphilisters nicht mit dem erotischen ABC begegnen, daß eine Frau in der trotz Herrn Harden wichtigsten Situation ihres Lebens immer nur spricht, was der Mann hören will, und daß die Lustvorstellung des Mannes von seiner ethischen Persönlichkeit ebensowenig determiniert ist wie von irgendeiner sittlichen Konvention der unbeteiligten Außenwelt. Ich werde Herrn Harden nicht zu beweisen suchen, daß Frau von Schönebeck in ihren Taten viel weniger den Bereich der Weibheit verließ, als Herr Harden in seinen Worten den Bereich der Mannheit. Ich werde ihm nicht zu beweisen suchen, daß die Lusttierchen eine milliardenmal wichtigere Rolle in der Kultur des menschlichen Geistes gespielt haben als die Bettwanzen, die schließlich nichts weiter geleistet haben, als daß sie dabei waren. Ich werde ihm nicht einmal klarzumachen versuchen, daß auch Herr von Goeben sich dem männlichen Ideal endlich nähert, dort, wo er die Frau, die ihm die Liebe beigebracht hat, verrät, weil er nämlich inzwischen erfährt, daß sie auch andern die Liebe beigebracht hat. Und fern sei es von mir, Herrn Harden zu erklären, daß bis dahin Herr von Goeben mit seiner Liebesverlorenheit noch immer mehr Ehre aufgehoben hat, als Herr Harden mit seiner nachschmeckenden Entrüstung. Er hatte, bis er das rechte Weib fand, mehr Phantasie als Herr Harden, und als er es fand, mehr Erlebnis. An all dem, was Herr Harden hier auszusetzen hat, kann eine starke Natur zum Künstler werden. Jener hat wenigstens ein intensives Leben hinter sich und könnte der nachstümpernden Kunst seines Sittenrichters wie Fiesko spotten: Ich habe getan, was du nur maltest!

Denn von all dem, was Herr von Goeben genossen hat, scheint Herr Harden zu gut reden zu können. Ich will ihm den Genuß des Redens nicht mißgönnen, ich will nicht in sein Privatleben greifen, das er durch seine publizistische Entrüstung eröffnet hat. Aber er wende sich den japanischen Niederlagen im russischen Kriege zu und lasse seine Hand von Dingen, von denen er nichts versteht. Sein geschlossener Unstil, lästig genug, wenn er sich an politischen Tatsachen vergreift, wird bei der Behandlung tieferer Lebensprobleme zur Qual, aber nicht zu jener, aus der die Liebessklaven ihre Wonnen schöpfen. Herr Maximilian Harden findet keinen Dank. Nicht bei der Unmoral, gegen die er die sittlichen Gewalten hetzt, und nicht bei den sittlichen Gewalten, denen er die Unmoral zu lebendig einliefert. Er, der tüchtigste Markthelfer der Moral, hat es erleben müssen, daß ihm der preußische Staatsan-

walt den Artikel über den Fall Schoenebeck konfisziert hat. Denn offenbar gibt es in Berlin einen Gerichtsdolmetsch für Delphisch, und der hat, ohne die Tendenz des Herrn Maximilian Harden zu erfassen, an der Schilderung Anstoß genommen. Mißverständnisse über Mißverständnisse. Ich finde wieder die Schilderung harmlos und die Tendenz sträflich. Wenn man den Artikel übersetzt, wird man sehen, daß Herr Harden die harmlosesten, alltäglichsten Vorgänge der Menschheit in ein schiefes Licht zu bringen sucht. Das macht: er sieht die Welt durch ein Schlüsselloch. Man sei aber einmal vorsichtig, lasse den Schlüssel stecken, und man kann sicher sein, daß der Schriftgelehrte draußen seine Weltanschauung verliert.

---

## Die kretensische Frage

Von *Karl Kraus*

Münz, dem noch die griechische Königsfamilie entgangen war, hörte, daß sie in Korfu sei, und beschloß das Versäumte nachzuholen. Er fuhr nach Korfu, zog den König sofort ins Gespräch, und die Folge war, daß es beinahe zum Krieg zwischen Griechenland und der Türkei gekommen wäre. Das ist kein Witz. Die Untertanen der Könige, die sich mit Herrn Münz einlassen, müssen auf alle Eventualitäten gefaßt sein. Im Vordergrund gibt ein Schmock seine Visitkarte ab, und hinten sprechen schon die Kanonen. Sie sprechen nicht mit Herrn Münz, er wird nicht hören, was sie sprechen, er schreibt schon seinen Leitartikel, und denkt höchstens an die bekannten Kugeln der rituellen Küche, die noch keinem Leipniker ein Loch in den Bauch gerissen haben, wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker aufeinanderschlagen. Denn das ist die Folge, wenn einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit hatte. S. Mz. war also in Korfu. Der Generaladjutant konnte ihn »sich nicht einmal setzen heißen«. Es ist Namenstag des Königs. Der Generaladjutant hat die Wahl zwischen dem Tedeum und dem Münz. Er wählt das Tedeum. Münz hat eine Empfehlung an Herrn Theotokis, um dessen Brust »sich das breite blaue Ordensband des griechischen Erlösers schlang«. Diesem Herrn konnte also nichts passieren. In der Tat, die Konversation hatte kaum begonnen, »als plötzlich Mr. Mac Kinnan, der erste Offizier der Yacht 'Rovenska', die uns hierher nach den ionischen Gewässern getragen hatte, hereinstürmte und uns fast atemlos zurief: 'A royal message!' (Eine königliche Botschaft)«. »Was war es, das unseren sonst so gleichmütigen schottischen Freund ein so hastiges Tempo einschlagen ließ?« Nun, was wird es gewesen sein? Eine Einladung von S. M. an S. Mz. Der König sprach's, der Page lief, und Herr Theotokis war erlöst. Der Münz vertröstet ihn auf Nachmittag und geht zum König. Der König sagt ihm alles, was er auf dem Herzen hat. Zunächst eine Frage im Vertrauen: »Haben Sie gehört, daß man an die Berufung einer anderen Dynastie auch nur einen Augenblick gedacht hat?« Münz schüttelt den Kopf, er müßte es doch wissen. Der König: »Können *Sie* es allen Leuten recht machen? Und Sie stehen doch einem kleineren Pflichtkreise vor und brauchen darum einen kleineren Kreis von Menschen zu befriedigen.« Wer sagt das! Vielleicht, ja, gibts mehr Griechen als Abonnenten der Neuen Freien Presse; die sind aber dafür, über die ganze Welt zerstreut! Der König fragte nun den Münz — also was — raten wir! Nun, wir haben's erraten: »Der König fragte mich, ob ich zum erstenmal in Griechenland wäre, und wie es mir in Athen gefallen <sup>1</sup> hätte.« Es scheint

1 Und natürlich, ob Griechenland im Euro bleibe oder nicht

sich um eine Verabredung der Balkanfürsten zu handeln, hauptsächlich diese eine Frage — ob er und wie es ihm — an den Münz zu stellen. Er merkt aber nicht, daß er gefrozzelt wird, und beteuert, wie in Konstantinopel, in Sofia, in Bukarest: »Zum erstenmal im Leben, Majestät.« Und fährt fort, wie der gebildete Mann in den »Lokalzugstudien«, der immer von Wien nach Baden fährt:

»Daß ich glücklich war, mit den zaubervollen Stätten, auf denen die Glorie der Antike liegt, sozusagen ein Wiedersehen zu feiern — ein Wiedersehen insofern, als wir im Geiste ja all das von früher Jugend an schon geschaut hatten — brauche ich kaum hervorzuheben. Aber auch das Moderne in Athen hat mir vielfach gefallen — die herrlichen, von griechischen Patrioten zu Gemeinziwecken gestifteten Paläste — die sauberen schönen Straßen — ein Hotel allerersten Ranges. In Athen allerwärts Komfort.«

Und nun nimmt der König die Gelegenheit wahr, weil der Münz schon einmal da ist, von ihm die kretensische Frage lösen zu lassen. »Seit dem Jahre 1863 sitze ich auf dem Thron, und von der ersten Stunde an hatte ich die kretensische Frage auf dem Buckel«, sagt der König wörtlich und denkt, der Münz könne, da er sich gerade in dieser Gegend aufhält, die Sache prima vista erledigen. Der Münz macht auch sofort eine hochpolitische Bemerkung, worauf der König sagt: »Also auch Sie werfen uns vor ... Darauf antworte ich Ihnen ... « Und es fällt richtig das Wort Status quo. »Sie waren, wie ich höre, in Kreta? Was hat man dort bis zur Ankunft des griechischen Oberkommissars geleistet? 'Nichts, gar nichts. <sup>1</sup>« »Ich kann Eurer Majestät nur recht geben. Dort ist ja noch das reinste Mittelalter <sup>2</sup> in Hinsicht alle Verkehrsverhältnisse.« (Wir haben später erfahren, daß man dem Münz in Kreta gesagt hat: »Wir können nicht einmal untereinander normal verkehren.) Der Münz fragt den König, ob es auch andere Inseln gibt, die griechisch sind und gleichwohl zur Türkei gehören. Der König zuckt die Achseln und sagt, daß er nur Kreta will. Münz: »Eurer Majestät, wie mir scheint, durchaus gerechtes Verlangen, entspricht meinen Gesinnungen«. Der König empfindet lebhaftige Genugtuung. »Nach einer etwa halbstündigen Unterredung entließ mich der König, begleitete mich noch durch das nebenstehende Gemach und machte eine Anspielung, daß er mich wohl noch in Korfu wiedersehen würde.« Für alle Fälle aber gab er mir Grüße für eine besonders charmante und schöne Dame der Wiener Gesellschaft mit.« (Münz ist diskret und nennt keinen Namen.) Inzwischen ist der König von England gestorben. »Ich war nun der sicheren Annahme«, sagt Münz, »daß unsere Einladung zu Hofe, die wir den Tag zuvor bekommen hatten, noch im letzten Augenblick widerrufen werden würde.« Da hat er aber nicht mit seiner Beliebtheit gerechnet. Die kann es mit jeder Hoftrauer aufnehmen. Bald hörte er denn auch, daß es bei der Einladung bliebe; es wäre ja, meinte der Generaladjutant, nur ein Mahl im engsten Kreise ... « Da darf der Münz nicht fehlen. Der Münz in Korfu — das läßt sich der König nicht zweimal sagen. Die Stimmung bei Tisch war zwar »etwas gedrückt«, aber sie war da. Was König von England! Wenn der Münz von der Presse zum erstenmal im Leben in Griechenland ist, so wäre eine Nichtzuziehung zum Familiendiner eine so eklatante Verletzung der internationalen Höflichkeit, daß man gar nicht einmal daran denkt, so etwas zu riskieren. Wegen des Münz einen Krieg mit der Türkei — ja; aber doch nicht einen mit der Neuen Freien Presse! Der König, »im ganzen schweigsam, richtet doch zeitweise das Wort an mich«. »Ein-

---

1 Das trifft auf alle Länder zu, die von den Mohammedanern erobert werden. Islam ist eine parasitäre Ideologie, die nur zerstören, nichts aufbauen kann.

2 Ach, wenn es doch nur Mittelalter wäre, da bestünde Hoffnung. Es ist aber **Altsteinzeit**.

mal sagt er: 'Mit Bedauern habe ich Sie gestern in einer Loge im Theater gesehen.' 'Warum, Majestät mit Bedauern?'« Und der König antwortet nicht, wie man erwartet hat: Weil ich Sie im Theater gesehen habe, sondern: Weil die Vorstellung viel zu wünschen übrig ließ. Und nun macht der Münz eine sehr feinsinnige Bemerkung:

»Aber es hat mir doch Genugtuung bereitet, zum erstenmal im Leben von der Bühne herab griechische Laute zu hören, und war es auch nur die Übersetzung des 'Walzertraum'. Alle Achtung, Majestät, vor der Begabung des Komponisten, meines österreichischen Landsmannes. Aber wir haben das bessere Geschäft gemacht, wenn die Griechen uns ihre Tragödien gaben und dafür unsere Operetten eintauschen.«

Bravo! Dafür wird ihm der Kronprinz vorgestellt. »Der Kronprinz ist eine kräftige Gestalt, *dem* man kaum ansieht ... Er spricht gut deutsch.« Der Münz nicht. Der Kronprinz gibt dem König an Offenherzigkeit nichts nach und beklagt sich beim Münz über seine Ausschließung aus dem Generalkommando. Münz tröstet: »Der zukünftige König der Hellenen mag doch, auch wenn er jetzt nicht mehr das Armeekommando innehat, noch immer eine große Mission haben.« »Der Kronprinz rühmte die Vorzüge der Griechen, beklagte es aber, daß bei ihnen eine geringere Neigung, Disziplin zu halten, vorhanden sei, als etwa bei den Deutschen, dem Volke der eisernen Disziplin <sup>1</sup>.« Er bemerkte: »Die Griechen sind eigentümlich.« Sie verübeln nämlich dem Kronprinzen das Radfahren, das Schlittschuhlaufen und das Tennisspielen. Der Münz sagt. »Das befremdet mich, königliche Hoheit. Der Sport ist ja eigentlich ein Vermächtnis des auf die höchste körperliche Ausbildung bedachten Griechentums an die Menschheit.« Man sieht, es war höchste Zeit, daß das Gespräch durch das Erscheinen der Königin unterbrochen wurde. Nun war die offenherzige Familie schon fast vollzählig um den Münz versammelt. Die Königin »legte« ihm auch sogleich etwas »ans Herz«. Nämlich, »Korfu nicht zu verlassen, ohne einige Ausflüge in die Umgebung gemacht zu haben«. Vielleicht meinte sie aber: einige Ausflüge in die Umgebung zu machen und dann Korfu zu verlassen. Dieses sei »ein wahres Paradies«, sagte sie und begann den Baedeker zu zitieren: »Weithin ziehen sich wundervolle Straßen, die man nicht nur bequem mit Wagen, sondern auch mit Automobilen befahren kann.« Jetzt kam aber ein heikles Thema. »Die Königin meinte, sie vermisse [vermisse] in meiner Aussprache des Deutschen die wienerischen Anklänge.« Das hatte sie gut heraus. Ich erwiderte ihr, daß meine Heimat in Mähren wäre, in einer Gegend, in der sich das slawische und das deutsche Element berührten«. »Es sind wohl Tschechen«, versetzte die Königin boshaft, »die dort neben den Deutschen wohnen« ... Die Königin kam dann noch »auf die Kraft der Sonne, die, in der Form von Sonnenbädern angewendet, gewisse Krankheiten heile«. Die Königin ist nämlich Samaritanerin von Beruf. »Sie denkt sehr menschlich«. »Die Schrecken des Krieges kennt sie aus eigener Anschauung. Sie hat die Folgen des griechisch—türkischen Feldzuges aus der Nähe gesehen ... « Des vergangenen. Nun sieht sie aber auch die Ursache des künftigen aus der Nähe, nämlich den Herrn Münz. Sir Wächter <sup>2</sup> mischte sich jetzt ins Gespräch, jener Herr, der bekanntlich eine Föderation auf wirtschaftlicher Grundlage will. Endlich hat aber auch der Prinz Georg Appetit auf den Münz bekommen, tritt herzu und stellt einige Fragen an ihn, wie: »Haben die Tür-

1 Wie gut er das erkannt hat: wir lassen uns von Frau Merkel jeden Blödsinn gefallen. Stichwort: »Solange ich lebe ... « oder die Floskel, unter der jeder Schwachsinn in der Volkskammer durchgeht: »Ich bin der festen Überzeugung, daß ... «

2 s. Heft 303 # 01 »Glossen«



ken auch nur das geringste Anrecht auf Kreta? Haben sie dort etwas geleistet? Und sind denn nicht auch die Mohammedaner auf Kreta Griechen?« Anstatt nun schlicht zu sagen. »Was wollen Sie von mir haben?« oder »Weiß ich?« oder »Ihre Sorgen möchte ich haben!« oder was man sonst eben in solchen Situationen zu sagen pflegt, läßt sich der Münz in Debatten ein. Erst nachdem er die fortwährenden Anspielungen sämtlicher königlichen Familienmitglieder auf Kreta und die Kretenser und das Kichern des Prinzen, dem die Königin einen Rippenstoß gab, endlich kapiert hatte, zog er es vor, sich zu entfernen. Der König rief ihm nach: »Und bitte nochmals, vergessen Sie nicht, die reizende Frau ... in Wien von mir herzlichst zu grüßen.« (Münz ist diskret und nennt keinen Namen.) Der König wollte ihm einen Gegenbesuch auf der Yacht machen, »der Tod des Königs Eduard jedoch veranlaßte ihn, diesen Besuch zu unterlassen«. Das ging also doch nicht. Aber der Kronprinz ließ es sich nicht nehmen. »Schlag 5 Uhr« kam er zum Tee (weil es doch sonst kein five—o—clock—Tee gewesen wäre). Einige Barken schwammen heran, die dem Münz ein veritables neapolitanisches Ständchen darbrachten«. Es war sehr schön. »Der Kronprinz brach nach zweiundeinhalbstündigem Aufenthalt«, und zwar auf, zum Schlosse, wohin ihn aber der Münz noch begleitete ... » Als wir den Tag darauf erwachten, sahen wir den Vater Ätna, wie er sein Morgenpfeifchen rauchte.« Das ist eine sehr euphemistische Bezeichnung für das, was der Vater Ätna tat, als er den Münz sah. Am Abend — das heißt, »als der Tag zur Rüste ging« — wandelte der Münz bereits »bewegten Herzens unter den Trümmern von Messina einher«, nicht ohne dem Gedanken Ausdruck geben zu können, wie nahe im Leben Zauber und Tod, Herrlichkeit und Untergang aneinander gerückt sind«. Gewiß, es ist im Leben häßlich eingerichtet. Aber der furchtbarste Kontrast ist doch zwischen einem Interview und einem Krieg. Ein König wird beim Anblick eines Reiseschmucks redselig, und Europa steht in Flammen. »Konstantinopel, 8. Juni: Die Mitteilungen der Neuen Freien Presse über die Äußerungen, welche König Georg von Griechenland zu einem Mitarbeiter dieses Blattes gemacht hat, sind gestern im Ministerrat besprochen worden.« Man verlangt ein Dementi, man droht mit dem Boykott gegen Griechenland. Der König schwankt. Die Neue Freie Presse bleibt aufrecht. Die Rubrik »Die Äußerungen König Georgs zu einem Mitarbeiter der Neuen Freien Presse« wird fortgeführt. Der Großvesier fordert den griechischen Gesandten auf, die Äußerungen des Königs über die Annexion Kretas zu widerrufen. Der 'Tanin' <sup>1</sup> verlangt »ein amtliches Dementi oder Krieg«. Die griechischen Untertanen, die in der Türkei leben, sollen ausgewiesen werden. Auch in Salonicki hat sich ein Boykottkomitee konstituiert und die Sperre über die griechischen Schiffe verhängt. Die Erregung ist im Zunehmen. Man fordert die Einberufung eines Kongresses aller Berliner Vertragsmächte <sup>2</sup>. Man nennt die Äußerungen des Königs einen »schrecklichen Selbstmord«. Es geht das Gerücht, daß Griechenmassaker geplant sind. Der Münz befindet sich auf der Rückreise in die Redaktion. Der König schwankt. Die Neue Freie Presse bleibt aufrecht. Wird sich der König für den Krieg oder gegen die Neue Freie Presse entscheiden? ... Er läßt dementieren. Die Retorsionsmaßregeln werden zurückgezogen. Es tritt Beruhigung ein. 'Tanin' erklärt, nunmehr werde kein verantwortlicher Leiter in Griechenland mehr die Türkei verletzende Erklärungen geben <sup>3</sup>. Pfui, ruft die Neue Freie Presse:

---

1 Eine türkische Zeitschrift

2 s. Dictionnaire Sachen »Berliner Vertrag«

3 Orientalische Prahlucht, mohammedanische Großmäuligkeit, übersteigertes Nationalgefühl — genau wie heute (2012)

»Die merkwürdige Geschichte, wie König Georg *unter dem Hochdruck einer internationalen Verwicklung zu dem Dementi der gegenüber unserem Mitarbeiter gemachten Äußerungen gezwungen werden soll*, ist von uns wiederholt mitgeteilt worden. 'Tanin' spricht jedoch von einem bereits veröffentlichten Dementi, das wir nicht kennen. Bisher ist uns dieses Dementi *nicht zugekommen*. Unser Mitarbeiter hat gewissenhaft über das berichtet, was ihm der König gesagt hat, und seine Mitteilungen *bleiben aufrecht*, mag nun das Dementi erscheinen oder nicht. Anm. d. Red.«

Sie besteht auf dem Krieg. Ihre welthistorische Frechheit wird auch aus diesem Feldzug siegreich hervorgehen. Sie läßt den Münz nicht im Stich. Er verläßt den Balkan im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Er hat schon mit vielen Königen gesprochen, aber keiner hätte es gewagt, nachträglich etwas, was er nicht gesagt hat, in Abrede zu stellen! ... Man kann wirklich begierig sein, wie sich der König da herausgewunden hat. Ein Gerücht besagt, er habe ein diplomatisches Meisterstück vollbracht. Das ganze war ein Mißverständnis. Alles bleibt aufrecht, nur habe es sich nicht um die kretensische Frage gehandelt, sondern um die Frage, ob der Kretinismus heilbar ist.

---

## Über Ansichten <sup>1</sup>

Von August Strindberg

Unter Ansichten versteht man im allgemeinen Gedanken, Meinungen, aber das Wort bedeutet wohl nur Gesichtspunkte, bei alltäglichen Leuten. Wenn man daher weiß, welche Stellung ein gewöhnlicher Mensch in der Gesellschaft einnimmt, so kann man seine Ansichten im Kopf ausrechnen. Einer aus der Oberklasse sieht ja das Untere in Verkürzung, und einer in der Unterklasse das höher Stehende in Verkürzung. In der Perspektivlehre heißt der Gesichtspunkt der Oberklasse Vogelperspektive und der Gesichtspunkt der Unterklasse Froschperspektive.

Es ist ja klar, daß sich die Sache nicht ebenso ausnimmt, wenn man sie von oben oder von unten sieht. Und wenn einer aus der Oberklasse einmal Froschperspektive anlegt, so ist das abnorm, nicht aufrichtig, und erregt Mißtrauen; oder er ist ein Übergangener, ein Deklassierter, mit einem Wort, ein Mißvergnügter. Wenn einer aus der Unterklasse ein einziges Mal seine Klasse von oben sieht, so ist er ein Lakai oder er ist zu Geld gekommen.

»Ansichten austauschen«, ist nur leeres Gerede. denn das kann niemand gutwillig tun; aber Ansichten ändern, das muß man, wenn sich der Gesichtspunkt ändert, das heißt, wenn einer aus der Oberklasse zur Unterklasse sinkt oder einer aus der Unterklasse zur Oberklasse steigt.

Die Bürgerschaft oder Mittelklasse hat einen schwankenden Gesichtspunkt, der durch ihre Stellung zwischen Oben und Unten bedingt ist. Und darum wirkt die Mittelklasse unentschieden, charakterlos; und wird sehr oft Gegenstand des Hasses der beiden bestimmten Klassen, weil sie nicht Partei ergreifen kann, was ja schwer ist.

Wenn man dann fragt, wer recht hat, ist die Antwort: jeder hat unrecht oder recht von seinem Standpunkt, denn beide sehen ja die Sache in Verkürzung, von oben oder von unten.

---

1 Aus der schwedischen Handschrift. Die Buchausgabe der **Bekanntnisse** erscheint erst 1911. [KK]

Die Mittelklasse müßte also den richtigen Blick auf die Sache haben, weil sie sie vom richtigen Milieuniveau betrachtet; aber davon wollen die andern beiden nichts hören. — —

Wenn man Nationalität, Religion, Alter, Geschlecht eines Menschen kennt, so kennt man im allgemeinen dessen Ansichten oder Gesichtspunkt. Ein Finnländer und ein Pole werden immer das gutmütige russische Volk für Spitzbuben halten; ein Protestant oder Heide wird immer glauben, die Jesuiten seien Meuchelmörder, obwohl der Orden von dem edlen Ignatius Loyola gestiftet wurde, um das Christentum zu retten <sup>1</sup>; der Junge glaubt immer mehr vom Leben zu wissen als der Alte, obwohl er nichts weiß; eines Weibes Gesichtspunkt oder Ansichten in der Frauenfrage weiß man vorher; Rosa Bonheur hat dürftige Bilder gemalt (die Troyon und Breton viel besser gemacht haben), ergo ist das Weib ebenso begabt, wie der Mann; wenn aber die Frau ihre Überlegenheit über den Mann zeigen will, überfällt sie ihn, ihren besten Freund, während des Schlafes und mordet ihn; das ist Überlegenheit im Bösen, was Unterlegenheit ist. — — —

Entschiedene Parteimänner laufen in erregten Zeiten wie philosophische Systeme umher, angetan mit den Ansichten der Partei. Von diesem Standpunkt beurteilen sie Menschen, Nationen, Bücher, Zeitungen, sogar Kunstwerke, Theater und Musik.

Wenn du mit einem Sozialisten über einen abwesenden Menschen sprichst, so blinzelt er erst und überlegt eine Sekunde, ob der Abwesende dafür oder dagegen ist, und gleich ist sein Urteil fertig:

— Das ist ein Bube! Das ist ein guter Kerl!

Summarisch nur!

Sieht er ein Schauspiel, so ist es ein Meisterwerk, wenn der Arbeiter gelobt wird und der Kapitalist unsympathisch ist oder wenn nur ein Parteifreund das Stück geschrieben hat.

Etwas so Unschuldiges wie ein gemaltes Bild kriegt ein anderes Kolorit, wenn es von einem Parteifreund gemalt ist. Farbe und Zeichnung werden meisterhaft auch wenn sie elend sind.

So werden viele falsche Werte ausgegeben, falsche Münzen, falsches Ansehen; falsche Größen werden gekrönt und wirkliches Verdienst entwertet.

— —

Im Reichstag weiß man ja, daß ein halbwegs gesicherter Landmann Agrarier ist und mit den Mitteln des Staates sparsam umgeht; daß ein Militär (falls nicht übergangen) der Ansicht ist, die Verteidigung müsse beständig verstärkt werden; ein Artillerist hält den Bau von Festungen für notwendig; ein Marineoffizier will die Flotte vergrößert sehen; der höhere Beamte will mehr Regierung und strengere Gesetze haben usw.

Die heftige Liebe zu den Japanern hat mindestens zwei Ursachen. Die erste war der Russenhaß, die zweite der Christentumshaß der Heiden. Die Japaner sollten den Heiden als Anschauungsmaterial dienen, um zu zeigen, wie die Zivilisation ohne Christentum existieren könne. Aber die Zivilisation äußerte sich in Schlachtschiffen und Sozialismus, Streichhölzchen und Zylinderhüten, Darwinismus und Frauenfrage. Das war eine Tendenzsympathie, die sich nicht verminderte, als man die Opferpriester mit großen Messern in den Händen sah, oder als man hörte, daß der Kaiser und die ganze Nation Spiritisten seien, die mit den Geistern der Abgeschiedenen sprechen.

Bei einer unvernünftigen Sympathie drückt man vor den Inkonsequenzen ein Auge zu oder leugnet die Tatsache. — —

---

1 Das widerspricht sich doch nicht; er wollte nicht das Christentum, sondern die Catholica retten!

Wenn nun der Mensch *seine* Zeitung liest, so erfährt er nichts Neues, sondern nur was er schon gewußt hat; alles, was die Sache in ein anderes Licht setzen könnte, wird ausgelassen, ignoriert, gefärbt. In den Zeitungen der andern steht etwas ganz anderes, oder das Gegenteil, wenn man es zweimal liest.

Ebenso ist es mit den Büchern. Jeder liest seine Dichter, bei denen er seine Ansichten ausgedrückt findet; die andern Bücher liest er nicht; auf die Art kommt er nie aus seiner Tauchertracht und seiner Luftblase.

Treffen sich Menschen von verschiedenen Ansichten und Lagern, so geraten sie entweder in nutzlosen Streit oder sie schwatzen Unsinn. Überzeugt wird niemand, auf Gründe hört niemand, nicht einmal tatsächliche Aufklärungen nimmt jemand an, und sie trennen sich, ebenso klug wie vorher.

Treffen sich Menschen vom selben Lager und mit denselben Ansichten, so haben sie einander nichts zu sagen, weil sie die Ansichten des andern im Voraus kennen. Dann setzen sie sich hin und spielen Karten oder machen Musik, und das ist gut.

Mit einem Wort, die Ansichten liegen hinten in einer Spinndrüse und von dort werden Fäden und Netze gesponnen, wenn es nötig ist. — —

Als der große Tichborneprozeß 1866 in England eröffnet wurde, teilte sich die Menschheit sofort in Lager mit bestimmten Ansichten über Ortons Legitimität. Obgleich Untersuchung und Urteil erst 1874 fertig wurden, hatte der Unterpfarrer von Rösbo schon 1868 sein Urteil fertig: »Orton ist Erbe«. Der Kronvogt von Almsätra, tausend Meilen von der Gerichtsstelle, war dagegen zu einer entgegengesetzten Ansicht gekommen, weil er als Jurist und Steuererheber soviel Betrugerei beim Bezahlen der Steuer und Teilen der Erbschaft erlebt hatte. Jeder spannt sein Netz und blieb darin sitzen. Als Orton 1874 zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, sandte man Petitionen von der ganzen Erde, auch aus Rösbo, »für den Märtyrer der englischen Heuchelei und des elenden Rechtswesens«.

Erst 1895 gestand Orton, daß er der Betrüger und der Sohn eines Schlächters aus Wapping sei.

Das überzeugte die Petitionäre für seine Unschuld nicht, sondern sie meinten, er habe den Verstand verloren. — —

Auch im alltäglichen Leben laufen die Menschen mit fertigen Ansichten herum. Wenn man in gemischter Gesellschaft ein gleichgültiges Begebnis erzählt, so wird es gleich durch verschieden gefärbte Gläser gesehen. Man kann auch, ohne es zu wollen, einen Sturm von Leidenschaften wecken, wenn man einen unbekanntem Kontakt berührt hat, der Ströme von uns unbekanntem Interessen schließt. Wir verstehen nicht, »warum der Mensch so böse wegen nichts wurde«; aber der Eingeweihte weiß, wo der Knopf zum »Widerstand« saß.

Eine andere gleichgültige Tatsache wird erzählt. Jeder holt und zieht sie nach seiner Seite, das Bedeutungslose wird sehr wichtig, die Tatsache wird entstellt, gedeutet, gefärbt und zu den Zwecken eines jeden benutzt, wenn sie auch durchaus nicht dazu paßt.

Wer die Tatsache aussprach, gab nur die Wolle; die andern spannen allerhand Garn und' dann webten sie Gewebe oder Netze, um die Seelen von einander zu fangen. — —

Es ist also die Selbstsucht oder die höllische Herrschsucht, die alle Urteile fälscht.

Der Weise und der Religiöse sucht sein Urteil von Stellung, Interesse, Leidenschaften frei zu machen.

Brutus verurteilt seinen Sohn zum Tode, Dante seinen Lehrer zum Inferno. Der Religiöse allein hat den Mut, seine Irrtümer abzuschwören und einzugestehen: ich habe unrecht gehabt.

Richter, Staatsmann und Regent sollten immer über Interessen und Leidenschaften stehen, dann würde der Staat gelenkt wie ein Dampfer, unabhängig von den Winden; dann würden Urteile gefällt, die unabhängig von Verwandtschaft und Freundschaft sind. Aber nur vor Gott kann man auf sein Selbst verzichten; es dem Feinde zu Füßen legen, auch wenn dieser recht hat, ist so schwer, weil der Feind beinahe niemals edelmütig ist, denn das ist das Schwerste von allem. Man glaubt ihm einen schlechten Dienst zu tun, wenn man einräumt, daß er recht hat: dann schwillt sein Hochmut und seine Grausamkeit wächst. Und nicht Verlangen nach Wahrheit hat ihn getrieben, sondern Lust, recht zu behalten und zu ducken; und die Menschen sind so, daß sie sich mit ihren Ansichten identifizieren; und wenn sie dafür kämpfen, so ist die Triebfeder der Wille zur Macht oder die Lust, ducken und treten zu können.

Darum fordern sie auch, man »solle fremde Ansichten respektieren«. Mit fremden meinen sie nur ihre eigenen Ansichten, denn *sie* respektieren niemals fremde.

---

## Der einsame Park

Von *Peter Altenberg*

Im Parke waren Sträucher wie Bergsträucher im Bergsturm mit ganz verbogenen und zusammengebogenen Zweigen. Die Blüten dufteten wie Bergblüten in unzugänglichen Geklüften, zart und von einer andern Erde geboren, geheimnisvoll infolge von Verfeinerungen. Daneben hing in einem Käfig die Turteltaube des Knaben Hans Otto Erik, des einzigen gesunden Menschen im Parke. Und selbst von ihm sagte seine bleiche reizende französische Gouvernante: »C'est un enfant mélancolique. Il a des regards pour moi comme si j'étais une princesse de France. Il a toujours peur qu'on ne me traite pas comme son coeur tendre me traite dans chaque minute. Je crois qu'il hait tous les gens qui ne se prosternent pas devant moi. Quand il m'apporte une chaise du jardin, c'est comme le fiancé l'apporterait à sa bien aimée. Je crois qu'il est par trop malheureux que je suis bonne et servante. C'est un enfant mélancolique. — — Il voit déjà que le monde est autrement qu'un coeur tendre le commande. Je voudrais lui dire: Otto Erik, on me *paye* pour mes *services*! mais il ne comprendra rien de toutes ces choses, comme si on dirait à un poète que le monde entier est une grande affaire de bourse — <sup>1</sup>«

---

Der alte Fürst hat sich mit der Weltordnung leichter abgefunden, denn wenn er beim Spaziergange mit der flachen Hand jeden Baumstamm berührt, ist er bereits glücklich und zufrieden.

Die »Königin«, welche niemals eine Königin war, kniet vor dem abgeschlagenen Mandelbaum nieder und betet für sein Schicksal, daß er wieder wachse. Pflanzen und Vögel sind ihre Domäne, und wenn der Dachdecker das Dach ausbessert, beschimpft sie ihn wegen der gestörten Vogelnester. Über die Menschen hat sie keine Herrschaft, aber Pflanzen und Tiere müssen es sich gefallen lassen, daß sie sich ihrer wie eine Schutzgöttin annimmt.

Dem jungen Fräulein ist der erste Kuß unter einer Gaslaterne ins Gehirn gestiegen, und indem sie alle eventuellen schrecklichen Ereignisse vorausahnt, fürchtet sie sie und sucht sie zugleich auf. So flieht sie vor sich selbst in der Todesangst, sich einmal zu finden und in diesen Augenblicke für ewig sich zu verlieren — — —

Der Baron blickt durch sein Schildpattmonokel kalt und hart auf den Irrsinn der Welt. Er denkt: »Idealisten und Träumer, Religionsstifter und Weltbeglückter, was quält Ihr euch ab, um diese Herde von Milliarden blökender Schafe, die euch nie verstehen werden und von euch nichts profitieren als einen öden Religionskultus! Meine alte Wirtschafterin stopft mir meine Zigaretten und meine Strümpfe, und die Probleme der Welt sind mir nichts, je tiefer ich sie erkannt habe! Bismarck hat Deutschland geeinigt — aber China, Japan und Amerika können dieses Werk in wenigen Monaten zunichte machen! Jeder Mensch baut sich sein Nestchen. Daß ich mir keines baue, ist meine tiefste Größe! Ich lache über nichts, ich weine über nichts und nichts kann mich rühren. Ich sehe nur die schauerliche Herrschaft der Unvollkommenheiten in allem und in jedem! Da putze ich mir dann mein Schildpattmonokel und lasse die Leute über meinen angeblich komplizierten Charakter sich ihre Köpfe zerbrechen. Vielleicht habe ich dann doch den Rebbach, daß irgend jemand mich für eine nicht ganz unbedeutende Persönlichkeit hält. Das bin ich in der Tat, denn die andern nehmen die Dinge des Lebens blöd ernst, während ich sie weise lächerlich finde!«

Der Dichter allein in diesem einsamen Park nimmt die Leiden der Menschen religiös und ernst, und indem er weder sich noch ihnen helfen kann, erlebt er die Martyrien der Gefolterten und der Gekreuzigten. Ihm fehlt sowohl der *Wahn* als der *Skeptizismus*, und, er geht an der Hoffnung und an der Hoffnungslosigkeit in gleicher Weise schmachvoll zu Grunde!

-----

Der Dichter küßte jedesmal beim Abschied den Knaben Hans Otto Erik auf die Stirn und dieser machte dabei ein verlegenes und geschmeicheltes Gesicht.

»Mademoiselle, pourquoi ce monsieur m'embrasse-t-il toujours si tendrement sur le front avant d.e partir?«

»C'est un poète, mon enfant, c'est à dire il voit, en toi des choses que personne ne voit que Dieu et peut-être ta petite gouvernante — <sup>1</sup>«

-----

Die Besitzerin des Parkes hatte ihre edlen Kräfte ausgegeben in Gattenliebe und Kindersegen. Oft dachte sie an ihre süße Achtzehnjährigkeit, da ihr wie einem braunen Engel im weißen Musselinkleid die goldenen Tore des Lebens weit offenstanden. Was sah sie da alles, und was sah sie da alles nicht! Aber jetzt sagte sie: »Ich lasse mich nie mit meinen beiden Knaben photographieren. Es ist, wie wenn man lichte Blüten mit ihren dunklen schweren Wurzeln, an denen düstere Erdklumpen hängen, voll Kraft und unbekanntem Salzen mitphotographierte. Lassen wir die Wurzeln versteckt im Erdreich, und wenn es jemand ahnt, so wollen wir ihm dankbar sein und ihm einen verständnisvollen Blick geben!«

Aber der Dichter blickte sie an und sagte: »Gnädige Frau, eine adelige Frauenseele altert nie! Sie *verjüngt* sich, aber niemand merkt es. Die Stunden der Nacht, in denen sie keinen Schlaf mehr findet, die allein wissen davon zu erzählen.« —

Während dieses Gespräches ging der alte Fürst mit seinen eiligen Schritten vorüber und berührte mit seinen Händen flüchtig jeden erreichba-

---

1 xxx

ren Baumstamm. Damit waren für ihn alle geheimnisvollen Rätsel des Lebens gelöst, und eine seltene Ruhe kam über ihn infolge seiner segensreichen Tätigkeit — — —

---

## Stunden

Von *Berthold Viertel*

### ES WIRD NACHT

Auch heute noch sah ich zerstieben  
Den schönen Tag raketenhaft.  
Hin ohne Werk und Leidenschaft!  
Und nur die Angst ist mir geblieben.

### GEBET

Nun öffne, Furchtbarer, dein Stahlvisier!  
Nur einen Blick aus deutlichem Gesichte!  
Wenn du mich retten willst, Vorsitz im Gerichte!  
Ich habe grenzenlose Angst vor dir!

### ES WIRD TAG

Erhörung komme, wie der Tag entbrennt:  
Plötzlich ist Glorie rings am Firmament.  
Ich will geduldig und gewärtig sein,  
An meinem Tage ist die Gnade mein.

---

## Aus Goethes Tagebüchern

Von *Otto Stoessl*

Die große Weimarer Ausgabe enthält sämtliche Tagebücher Goethes mit ihren kurzgefaßten, aber genauen, über 58 Jahre erstreckten Aufzeichnungen. Sie reihten die Ereignisse ohne erkennbare Wertabstufung, Gelegentliches neben Bedeutendem, Gedanken — Goethesche Gedanken — neben zufälligen Tatsachen auf.

Die eigentümliche Schicksalhaftigkeit des großen Menschen, die völlige Durchdrungenheit eines Menschgottes von allem Seienden, das, weil es ihm begegnet, weder zufällig, noch unwichtig sein kann, dieses Bewußtsein höchster wertverleihender Kraft ließ ihn mit so unbeirrbarer Genauigkeit die Geschehnisse jedes Tages verbuchen. Ihm war jeder Halm auf der Wiese, die er trat, heilig, denn er hörte das Gras wachsen.

Aus diesen, kaum zu überblickenden Diarien, welche ohne die göttliche Einsicht des Erlebenden für den heutigen Leser in ihrer Gesamtheit weder verständlich, noch erforderlich sein dürften, brachte der Inselverlag eine sehr

knappe Auswahl. Ob sie glücklich oder hinreichend ist, möchte nicht einmal gültig beurteilen, wer die Weimarer Ausgabe kennt, denn jedes solche Exzerpt beruht auf willkürlichem Ermessen. Die Erläuterungen zu den einzelnen Stellen scheinen keinesfalls besonders genau oder genügend. Doch bleibt dies alles gleichgültig neben der Tatsache, daß nun eine solche Auswahl da ist.

Ich habe den für meinen leidenschaftlichsten Genuß und für die Ent-rücktheit dieser Lektüre nur allzukleinen Band mit jenem Gefühle höchsten möglichen Glückes durchflogen, das von allen Geistern der Menschheit nur Goethe geben kann. Ich begann diese Tagebuchblätter in der trübsten, von der Gemeinheit des Daseins bis zur Verzweiflung hinabgehetzten Gemütsverfassung zu lesen und hörte auf in dem heiteren seelischen Gleichmaß eines Getrösteten und Beruhigten, in einer gleichsam entsühten Betrachtung.

Keinen, der Goethe lesen kann, wird diese innerste Verwandlung wunder nehmen, oder übertrieben dünken. Sie zu erklären fällt freilich ebenso schwer, wie überhaupt die eigentümliche schwebende Gehaltenheit aller Beziehungen zwischen Seelen und Dingen. Gerade diese rätselhafte Erhöhung des Lebensgefühles, die jeder Sterbliche auf seine Weise und nach seinem Maß bei dem oder jenem Anlaß erfährt, bietet aber die einzige würdigste Gewißheit absoluter Existenz und ihr einziges Licht.

In Keines Macht stand es jemals, seit wir das Andenken großer Menschen heiligen, diese innerste Erhellung so durchaus, so stetig und so sicher zu erwecken, wie dies Goethe mit jedem Wort und jeder Berührung vermag.

Andere gewähren Augenblicke, er schenkt das Leben.

Ich weiß, daß hier eine Frage mich ansieht: Shakespeare? Die größten Schöpfer spotten der Wertvergleiche, denn jeder ist in seiner Weise einzig, unwiederbringlich und unschätzbar. Nur ihre Wirkung mag etwa gegeneinander abgewogen und ihr Inhalt beiläufig ermessen werden.

Shakespeare enthält nun allerdings den weitesten Bereich des Menschlichen als das erhabenste Gefäß, worein je die Fülle der möglichen Charaktere und Äußerungen geborgen wurde. Aber seine Objektivität und seelische Weiträumigkeit ließen ihn und die Nachgeborenen nahezu ganz von seinem eigensten Ich absehen, das bloß mittelbar und mystisch aus seinen Dramen erschlossen, nicht erschaut werden kann.

Im gemeinen Leben gewährt nur der Anblick der vom Menschen gleichsam befreiten Natur die volle Beseeligung der reinen Kontemplation, hingegen erschüttert die Betrachtung menschlicher Zustände und Charaktere, Kämpfe und Lösungen unser Gemüt allemal aufs neue. Es bleibt Sache des Einzelnen, seine Welt mit der unbewegten Größe der Natur immer wieder in Einklang zu bringen, Shakespeare, der Dramatiker stellt uns mitten in diesen Widerstreit und überläßt uns dem Schicksal des Menschen unter Menschen. Seine Ruhe ist die Grausamkeit der sich allem auferlegenden Natur, das Glück, das er gewährt, die eindringliche Qual des Erkennens. Goethe, der heroischste Idylliker, überwindet selbst den Konflikt zwischen Mensch und Natur, das irdische Tun als ein Vorspiel des seinen und gibt schließlich Einheit, Vollendung und Friede der Ewigkeit. Shakespeare bleibt der schärfste Stachel, dem Menschentum ins Gehirn bohrt, die antreibende, aufzwingende, erhöhende Gewalt, Goethe aber der nach allen Sintfluten Lächelnde, die Meeresstille und glückliche Fahrt, der milde Entlasten von allen Qualen, der Silberblick des gestirnten Himmels, die Augenweide der grünen Rasen. Es ließe sich fragen, ob nicht Shakespeare dem Gewissen und Erkennen, der Zucht der Menschen näher sei, aber dem Glück der Irdischen hat keiner liebevoller sich geneigt, als Goethe.



Die objektive Bedeutung dieser Tagebücher werde gewiß nicht übertrieben. Sicherlich sind sie an sich nicht das Größte, das von ihm stammt, aber Goethe entläßt kein »an sich«, ehe er es nicht gesegnet hätte. Über alles Einzelne hinaus, das man vergißt, greift die bleibende Wirksamkeit des Einzigen mit unzählbaren Assoziationen und hebt den Lesenden in einen Zustand ungemainer Entrücktheit, dem Urwesen entgegen.

Der Goethesche Glaube an sich selbst war eine Religiosität über jedes Ichgefühl hinaus, eine göttliche Bewußtheit, die fortwirkend jeden Nachkommen aufs neue umfaßt. Andere Mythen der Menschheit sind von Menschen mit Masseninstinkten und Gemeingedanken ersonnen worden, um Gesamtzwecken zu dienen. Der Mythos Goethe ist von Goethe geschaffen und überträgt allen Glauben durch die Erfüllung eines Lebens, durch eine Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit, die weder des Zweifels, noch der mystischen Überredung bedarf. Hier hat die Natur ein Wunder offenbart, das zu verehren beglückt und befreit, nicht beschämt und bindet, ein einziges mal hat sie Gedanken, Taten, Schicksale, Werke zum Beweise des Menschentums selbst, in der bündigen Einheit einer Gestalt erstellt.

Die Religionen haben keinen andern Sinn, als über die allgemeine Fragwürdigkeit hinwegzuhelfen, indem sie eine unbeweisbare, transzendente Gewißheit ausbieten.

Die Religion Goethe tröstet mit ihrer Wirklichkeit: es gibt doch einen Menschen, Goethe lebt.

So wandelt ein Irdischer mit allen körperlichen und seelischen Merkmalen der Sterblichkeit, mit Leiden, Kümernissen, Enttäuschungen, Hoffnungen, Scherzen, Begierden, allen Menschen verwandt, doch himmelweit als ihr Gleichnis durch die Ewigkeit unserer Sprache.

Die Tagebücher zeigen, was sie so über alle Maßen ergreifend macht, eben das Menschliche im Erhabenen. Der schöpferische Geist befreit sich im Kunstwerk von seinem Zufälligen und Zuständlichen. Wenn wir dies Gebilde betrachten, forschet unser geheimstes Verlangen nach dem eigentlichen Antlitz des Schaffenden hinter den Masken von Formen und Worten. In solchen Alltagsaufzeichnungen badet sich das Individuum gleichsam nackt in seiner Wirklichkeit. Das ist die wahre Probe auf sein Gotttum.

Es wird notiert, wer zu Besuche kam, anfangs in der ersten, noch glühenden Weimarer Zeit leuchten Gefühlsausbrüche mit furchtbarer Pracht auf, jedes Gespräch mit den Weimarer Leuten wird aufgezeichnet, wobei die Namen der Nächsten durch Symbole ersetzt sind, so erhält der Großherzog das Zeichen des Jupiter, die Stein das der Sonne, eine schöne Gräfin wird als Venus geführt. Und siehe, der Gott hat Götter geadelt! Langsam leiten die Blätter hinüber zur Gefaßtheit und abgegrenzten Stetigkeit des mittleren Alters, zur sanften Güte und Großvaterzärtlichkeit des Greises. Die Gefühlsbekenntnisse, die anfangs nicht häufig zwar, doch umso gewaltiger loderten, bleiben dann ganz unterdrückt. Welches Schweigen! Ein Mensch ist zur Natur selbst geworden, die groß genug waltet, um in Stummheit zu erscheinen. Aber welche Ahnung von Unmeßbarkeit der Empfindungen hinter den dürren Eintragungen von Tod um Tod! An dem Herrn dieser Zeit gingen Reihen von Menschen vorüber, man brachte ihm, was jegliche Ernte an Neuem erzeugt, gleichsam als Weihgeschenk dar, damit sein Blick freundlich darauf ruhe und es segne. So nahm er Kleines und Großes mit gleicher Güte hin und entließ es ganz durchhellt und geweiht. Nicht einmal die lieblichen spielerischen Fragwürdigkeiten des Witzes durften fehlen, wie anmutig die Anekdoten, wie goethisch sie zu bewahren!

Alles Mythische verdankt einer fernen Wirklichkeit sein zauberisches Fortleben, der Mensch erzeugt sich seine Götter immer nach seinen schönsten Ebenbildern, aber die Zeiten verwischen gerade das Individuelle, löschen den wirkenden Anlaß aus und vererben die gleichsam ihres Kernes entleerte Schale, so daß nur ein unbestimmter Schein die nötige religiöse Dämmerung erzeugt, nicht erhellt.

Goethe hat seinen Mythos ganz und gar durchgelebt, durchgebildet und bis in das Andenken jeder Wagenfahrt nach Ilmenau überliefert. Er ist das erste Götterbild, welches vom Gotte selbst geschaffen worden, und woran die Armut und Geringheit der Gläubigen, das schlechte Gedächtnis und die Torheit nicht sündigen können.

---

## Wie warst du schön

Von *Rudolf Ehrlich*

Mädchen am Gestade meiner Träume,  
wie warst du schön,

wenn der Abend kam  
und an den verweinten Weiden vorüberzog,

wenn deine Hände milde wurden  
und sich zum Kranze mir um den Nacken schlangen.

Wie warst du schön,  
unter der perlmutternen Heimfahrt des Tages.

---

## Traum

Von *Albert Ehrenstein*

Als ich die Nacht durchwachte,  
kam mir die Zeit herein,  
hin glitten sachte  
Träume und Tode mein.

Der Knabe, der im Sande  
mit Muscheln Spiele trieb,  
mit manchem Tande  
die Zeit vorüberhieb,

derselbe stets zu sein!  
O weh der Muschelspiele,  
du lange Weile,  
ihr ewig gleichen Ziele —

nur nicht auch tot derselbe sein!

---

# Henri Matisse

Von *Ludwig Rubiner*

In einem Zimmer mit Bildern von Henri Matisse hat man zuerst die Empfindung, in eine ganz frühe Morgenstunde zu kommen, in der es noch trübe ist, und wo die gemalten Räume und Farben nur durch eine große Einfachheit zum Auge dringen.

Das Gefühl von etwas ganz Frühem bleibt. Eine Erinnerung, gar nicht mysteriös, Erinnerung an Kinderjahre, in denen man ernsthaft aus jammervollen Tuschkästen bedeutende Symbole auf ungeeignetes Papier schmiert: Wein mit dem rötlichen Braun, Früchte mit dem vorhandenen Gelb. Und man malt, ohne die Töne je in trübe Brechnungen zu mischen, alle Dinge der Welt mit jenen Farben des Malkastens, deren Grundwirkung mit den Grundtönen der Gegenstände korrespondiert.

Matisse läßt erstaunen, daß ohne die wüsten Zufälle dieser Kindertechnik, Gemälde jene wunderbare Unbefangenheit des Symbolischen zeigen können.

Die Biographie eines Künstlers besteht in dem Belichten des finsternen Urwaldes, in dessen Wirrnis die Phantasie mit dem Willen verzweifelte Schlachten schlägt. In dem Hörbarmachen des Zusammenpralls von Stimmung und Formerkenntnis. Und in dem Bericht von dem Umlisten und Umschleichen, dem Niederringen und Vergewaltigen überreich heranstürzender Formen. Diese Wanderung durch Labyrinth von Phantomen, und aller Kampf und Marsch führen uns hin zu dem einen Ziel der großen Klarheit und Helle. Alle Mühen dienen nur der Befreiung der Formen von den Arabesken des Zufalls. Der Künstler arbeitet nur, um seine ewige Vision von der letzten Grundform des Schauens, die ihm erscheint, wie dem religiösen Ekstatiker das Urlicht, in Ausdruck setzen zu können.

Das Schaffen Henri Matisse steht unter dem Zwang dieser Vision. Es gibt Bilder von Matisse, mit denen sich der Maler dem ganz persönlichen Lebensglück eines tiefen, geheimnisvoll aufrauschenden Violetts hingegeben hat, die Lust auf Luft gestimmter Farben genoß, die konturlos brünstig aus dem Pinsel strömen. Hier malte er von sich selbst. Dann gibt es Bilder, in denen die Dinge einfach auf die Wiedergabe der Naturstimmung beobachtet sind. Harte Kompositionen, sehr sorgsam in der Perspektive; Arbeiten eines Malers, der sich unter die Strenge immerhin konventionsloser Akademien nimmt.

Und nun die Bilder, auf denen jeder Körper durch den Ausdruck seiner stärksten und augenscheinlichsten Funktion in die farbige Fläche gespannt wird. Es sind die Werke, die auf Matisse's eigentliche Bestimmung für unsere Zeit weisen. Urgefühle erscheinen hier unmerkbar umgewandelt in Erkenntnisse, die nur durchs Auge möglich waren. Man sieht plötzlich den psychischen Ausdruck von Leibern und Dingen, nicht in der Stimmungsmusik tammelnder Lichter, sondern in der unmittelbaren Auslegung irgend eines räumlichen Gesetzes, das bis dahin verborgen blieb. Dieser Maler zeigt das Schicksal der Dinge: das Unabänderliche und in sich Vorbestimmte eines Stillebens, oder eines Frauenaktes, oder der einfachen Situation, wie eine Frau am gedeckten Tisch sich zu schaffen macht. Das Schicksal ist: im Raum zu sein. Der Akt einer liegenden Frau scheint auf einmal in seiner ganzen malerischen Be-

stimmung offenbart, wenn man aufnimmt, daß jede Linie von den mächtigen Auskrümmungen der sinnlichen Schenkel beherrscht wird. Die einfache schattenlose Orangegrundfarbe der Apfelsinen neben dem unvermischten Gelb der anderen Früchte, das in gerade noch Gestalt bestimmende Konturen gezwängt ist, enthüllen die unerklärlichen psychischen Erregungen, durch ein Stilleben. Die Bestimmung dieser Früchte ist, gelb und orangefarb zu sein.

Das ist eine neue Kunst. Ihre Wirkungen erfüllen sich nur noch in den Räumen des rein Psychischen. Da ist etwas Absolutes, Reines, etwas jenseits aller Grenzvermischung., Matisse entsagt den wunderbaren Rauschempfindungen und den Ahnungen von bunten Halluzinationen, den Stimmungen, die das Nachgenießen der Nervenerinnerungen, schwankend zwischen Naturalismus und Farbendekoration, hervorbringt. Die Sachlichkeit hat jetzt eine neue Bedeutung gewonnen.

Die impressionistischen Maler ordneten das Licht in ihren Bildern nach den erhöhten Schwingungen ihrer aufs Helle gestimmten Nerven. Der Betrachter der impressionistischen Bilder faßt die schwingenden Stimmungen zusammen, in dem zarten Rausch eines Komponisten, dessen Musik in einen Schluß von schillernd und glücklich ausgespannten Durakkorden aufsteigt. Die Sachlichkeit des Impressionismus lag in der Kraft des Einzelnen, das eigene Licht und den eigenen Glanz des Innern in die Dinge der Natur aufzulösen. So mußte der Betrachter aus den Naturdingen des Bildes die Synthese für die festlichen Stimmungen des Künstlers finden. Dieses romantische Wesen des Impressionismus beruhte immer auf einem intimen Zwiegespräch. Der einzelne Künstler stellte seine Auflösung gegenüber der Zusammenfassung des Betrachters. Nur immer ein Einziger stand vor einem Einzigen, Subjekt gegen Subjekt. Es gibt kein impressionistisches Fresko. Denn das eigentliche Wesen des Bildes und seine eigentliche Wirkung konnte nur unter zwei Menschen erledigt werden.

Bei Matisse gibt es heute keine Intimität und keine Stimmung mehr. Gerade die »Stimmungslosigkeit« seiner Arbeiten, die ihm zum Vorwurf gemacht wurde, erweist vielleicht den größten Sieg eines Künstlers unserer Zeit über alle schwelgerischen Abenteuer, die vor der Härte der Kunst ausweichen. Diesen Bildern entnimmt man nichts von den privaten Empfindungsangelegenheiten des Künstlers, man wird nicht beglückt oder betroffen vom Lichte seiner persönlichen Begeisterung. Das Bild ist nicht mehr das bloße Medium, durch das die privaten Gefühlsbeziehungen zwischen Künstler und Betrachter sich entgegenstrahlen. Man weiß gar nichts mehr vom Künstler selbst, ahnt, seit das Bild besteht, nicht einmal, daß er überhaupt existiert. Es gibt nur noch Beziehungen vom Bilde selbst zum Betrachter. So hat auf einmal das Bild eine noch nie dagewesene große und allgemeine Gefühlsbedeutung bekommen, hinaus über jede Stimmung des Moments.

Matisse bringt die einfachsten und stärksten Funktionen jedes Körpers und Raumes, und nur die, welche für die Erfahrung des Auges die bekanntesten sind, zum Ausdruck mit den Mitteln der Fläche, des Zweidimensionalen. Alles muß seine Beziehungen, ganz auf letzte Erfahrungsmomente gebracht, innerhalb der Wirkungen des absolut Zweidimensionalen zeigen. Bei diesen Bildern versucht man nicht einmal mehr auf die dritte Ausdehnung der Körper und die Raumperspektive zu raten. Der Betrachter ist sich jederzeit bewußt, daß alle Dimension des Raumes wohl in der Natur da ist, aber er ist stets, innerlich gezwungen, zu fühlen, daß die Raumdimension der Natur nicht in dem Wesen dieser Malerei enthalten sein kann.

Dieses Einspannen der Formen in die malerischen Möglichkeiten des Zweidimensionalen verhält sich zur Raumausdehnung der Natur wie Erschei-

nung zu Erkenntnis. Die einfachste Erscheinungsform der Dinge und die einfachste Form des Malerischen treffen sich hier. Dadurch entsteht eine ungeheure und so beziehungsvolle Vieldeutigkeit des Bildes. Plötzlich hat beim Betrachter jedes Ding des Gemäldes wieder jene stoffliche Bedeutung wiedergewonnen, die es in der Natur hat; denn der Betrachter erkennt sofort das rein Symbolische der zweidimensionalen Form. Man weiß auf einmal wieder von jedem Wesen im Gemälde den Gefühlswert und die Bedeutung, die es im Leben hat. Vor dem Frauenakt weiß man, daß die Nacktheit des Bildes im Leben Geschlecht ist, und das Porträt erinnert an die Kraft psychischer Ströme im Leben. Der Betrachter erfüllt die Wesen des Bildes nun wieder mit den Erfahrungen, den Stimmungen und Wünschen seines eigenen persönlichen Lebens. Matisse zeigt den Beginn einer Freskokunst, deren Wirkung auf die Massen in der Fähigkeit des Bildes zum Aufsaugen jeder individuellen Gefühlsnuance ruht.

Dieses heftige Besinnen auf die Bedeutung des Gemalten in der Wirklichkeit und auf die Gewißheit, daß das Malen ein rein symbolischer Akt sei, erinnert an die Jahre der Kunst vor Giotto, ehe die Entdeckung der Raumillusion im Bilde die Grundlagen der ganzen Renaissancemalerei schuf. Giottos Formwerk und alle Mühen der Renaissance um die Perspektive entsprangen der Sehnsucht nach einer Oberherrschaft des Prinzips der Symmetrie. Das Symmetrienprinzip, dieses Erbteil der späten Antike, hat ein furchtbares und aufreibendes Ringen in der Kunst der Jahrhunderte zur Folge, alle Versuche, in die zwei Dimensionen des Flächenbildes eine Raumerkenntnis, die dritte Dimension, zu legen. Wie die mächtigen Strahlen eines starken Springbrunnens bogen sich diese Formbegierden der Symmetrie über die Zeiten, und während sie im neunzehnten Jahrhundert in tausendfarbigen Verkürzungen niedertropften, ließen sie in den Künsten des Naturalismus noch einmal die letzten, qualvoll und matt aufzischenden Funkenlichter ihrer Kämpfe erkennen.

Matisse ordnet die Form nicht mehr nach der Symmetrie—Diktatur des Raumes. Er spannt unser Auge in die Beschränkung der zwei Dimensionen der Fläche, und er gibt unserer Zeit dafür das merkwürdige Glück, Schicksal und Bedeutung in den Formen der einfachsten Dinge des Lebens zu erkennen.

---

## Abend

*Von Karl Bormann*

Ach, und wo führen all diese Wege hin?  
Der Wolken buntes Leuchten — was meint es nur?  
Mich treibt ein einsames Entzücken  
singend im Herzen immer weiter.

Daß doch die Sonne grade im Niedergang  
die frohsten Farben leicht in die Lüfte streut!  
Da glaubt ich mit den leeren Händen  
unverlierbare Schätze zu halten.

Vielleicht hat auch, wer gegen den Abgrund zu  
auf schwarzen Rossen in Tod und Vernichtung stürzt,  
solch immer erneutes Glück in den Augen

und auf den Lippen ein trunkenes Lachen.

---

## Glossen

Von *Karl Kraus*

### DAS GEFOLGE

»An das P. T. Publikum! In Zeitungsberichten über den Besuch unseres Kaisers in der Rotunde wurde über den angeblichen Besuch des Monarchen beim Pavillon unserer Konkurrenz berichtet. Demgegenüber stellen wir fest, daß Se. Majestät nur bis zum »Sarg«—Pavillon geführt wurde und von dort aus einen Blick in das Innere der Rotunde warf. Die Nahrungsmittelabteilung wurde Sr. Majestät gar nicht gezeigt und somit konnte der Kaiser weder unseren Pavillon noch denjenigen der Konkurrenz besichtigen.

Wir bitten, von dieser Richtigstellung Kenntnis zu nehmen.  
Hochachtungsvoll

... G. m. b. H.«

Für Geld ist von der Presse nicht nur ein Kaiserwort zu haben, sondern sogar das Zugeständnis, daß es für Geld zu haben ist. Ein Gesetz gegen unlautern Wettbewerb gibt es in Österreich nicht, einen Paragraphen gegen Ehrfurchtsverletzung gibt es: aber er wird durch das Fehlen des Gesetzes gegen unlautern Wettbewerb außer Kraft gesetzt. Die Ehrfurcht vor dem Kaiser zu verletzen steht jenen frei, die sie zum Objekt des unlautern Wettbewerbes zu machen wünschen. Eine Behörde, die seit Jahrzehnten die in keinem Staat der Erde mögliche Schmach verkaufter Kaiserworte duldet, bleibt auch vor dem Schauspiel unbewegt, wie die Krone in den Streit der Inseratenagenten gezogen wird. Und in einem Lande, in dem auch dies möglich ist, wagen die Feuilletonhalunken von der allem Amerikanismus abgewandten alten Kultur zu schwärmen, in demselben Lande, in dem es unmöglich wäre, ein kunstkritisches Urteil des Kaisers zu erörtern, weil nicht wie in Deutschland die Ehrenbeleidigung der Majestät, sondern die Verletzung der Ehrfurcht bestraft wird, und weil dieser Tatbestand schon im Widerspruch der Meinung und überhaupt dann gegeben ist, wenn man ihn finden will — in demselben Lande ist es erlaubt, ein kaiserliches Firmenlob zu erlügen, zu verleugnen, zu reduzieren, zu steigern. Der Kaiser, der der Industrie helfen will, kann nicht wissen, zur Förderung welcher Zwecke die Wissenden seine achtzig Jahre bemühen, und kein Obersthofmeister, Generaladjutant oder wie der Herr sonst heißt, findet sich, der hier ein aufklärendes Wort wagte. Denn die Ehrfurcht vor der Presse zu verletzen, verbietet ein Gesetz, das wir haben, wenn es auch noch nicht sanktioniert ist. Keiner dieser Fürsten, Grafen und Würdenträger traut sich, das Gefolge von Akquisiteuren zu verscheuchen. Und der Hirsch schreit nach wie vor hinter dem Kaiser, und es sind nach der Beschreibung dieses gräßlichen Schauspiels in der 'Fackel' <sup>1</sup> sogar neue Hirsch—Karten ausgegeben worden, »offizielle Postkarten«, wie sie jetzt ausdrücklich heißen, auf denen sich die Frechheit der Presse und die Preßfurcht der Ausstellungsleiter zu einem grotesken Justament vereinigt haben. Es gibt jetzt eine Hirsch—Karte, auf der der Vertreter der Neuen Freien, nunmehr ohne gelben Überzieher und

<sup>1</sup> s. Heft 303 # 01 »Glossen« dort »Eine Kollektion Ansichtskarten«

ohne die leiseste Andeutung von Hosenbandeln, aber im Gehrock und mit Schirm, unerhört vornehm und mit einer Feierlichkeit, die nach ihrem Platz in der Fronleichnamsprozession schreit, unmittelbar hinter dem Kaiser einhergeht, gefolgt von dem Generaladjutanten Grafen Paar, der dem Hirsch à la suite beigegeben ist. Ursprünglich wollte ich diese Karte einem Teil der Auflage dieses Heftes beilegen, und nie wäre eine frappantere Illustration zu dem hier tausendfach besungenen Sieg der Presse über die legitimen Mächte in Staat und Gesellschaft erschienen. Man traut seinen Augen nicht; man hält es nicht für möglich, daß vor dieser in Dingen der Majestät überempfindlichen Judikatur so etwas wirklich bestehen könne, fragt, ob gegen diese Honoratioren und Exhibitionisten, die solche Scherze zu machen wagen, nicht die Anklage erhoben, ob nicht das Ärgernis in der nächsten Stunde aus den Schaufenstern der Ansichtskartenhandlungen entfernt werde; und ist überzeugt, daß die Äußerung, die der Kaiser vor einem Bild getan hat: »Dieser Hirsch ist aber entsetzlich!« sich auf die Situation beziehen müsse, die erst zu einem Bilde hergehalten hat. Denn es ist vollkommen undenkbar, daß man irgend einem Staatsoberhaupt, dessen Familie, bei weitem nicht auf eine mehrhundertjährige Exklusivität gesellschaftlichen Verkehrs zurückblickt, daß man selbst dem Herrn Roosevelt, der doch an allerlei gewöhnt ist, die konstante Gefolgschaft — nicht aller, das ginge noch — nein, eines einzigen individuell riechbaren Sancho Pansa vom lokalen Teil zuzumuten wagte. Es ist auch vollkommen ausgeschlossen, daß irgendwo anders in dem Augenblick, in dem der Momentphotograph eine Jagdausstellung betritt, diese ganze Meute von Titeljägern, diese Koppel von Konsuln und Parasiten losgelassen würde, daß sich die Kaiserlichen Räte malerisch um den Kaiser zu gruppieren wagten und, die schweißenden Hirsche ein freundliches Gesicht dazu machten, und daß man in allen Schaufenstern einer Stadt das illustrierte Hoch! eines Maules zu sehen bekäme, das einem Manne gehört, der durchaus von der siebenten in die sechste Rangsklasse vorrücken will. Dieser ganze Triumph der Gewinnsucht und Zudringlichkeit um, durch und über die Majestät ist in keinem Lande der Welt möglich, außer eben in diesem durch jede Bloßstellung in immer noch tiefere Schmach masochistisch gepeitschten Österreich. Und in keinem wäre der Fall möglich, daß der Handel mit Kaiserworten nur umso schamloser getrieben wird, seitdem einmal ein Handelsrichter, der über ihre Preiswürdigkeit zu entscheiden hatte, die bloße Zumutung für eine Majestätsbeleidigung erklärt und die Abtretung des Aktes an die Staatsanwaltschaft angedroht hat. Nirgendwo wäre es möglich, daß sich die Agenten auf offener Straße um die Aufträge auf Kaiserlob balgen und daß dann noch Journalisten, die bei dem Handel zu kurz kamen, die finanzielle Enttäuschung in ethische Entrüstung kleiden. Denn es scheint etwas geschehen zu sein, was die Leute, die die Kaiserworte veröffentlichen, zur loyalen Mißbilligung des eigenen Unfugs treibt. Ja, wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die Neue Freie Presse diesmal nicht fünf, sondern nur vier Gulden für die Zeile bekommen. Ein Annoncenbüro scheint das Monopol auf Kaiserworte an sich gerissen zu haben und läßt die Blätter nicht mehr so viel verdienen wie früher. Und in der 'Österreichischen Faktorenzeitung', die sich eigentlich mit derlei Angelegenheiten nicht zu befassen hätte, so lange sie für »Faktoren« schreibt, die Druckereileiter sind und nicht galizische Vermittler für alles, wird unter dem Titel »Österreichische Gewerbeförderung« die folgende Notiz veröffentlicht:

Aus Anlaß des wiederholten Kaiserbesuches der Jagdausstellung bringen unsere Tagesblätter spaltenlange Berichte und zitieren alle hierbei fallenden Bemerkungen des Monarchen. Man sollte nun glauben, daß diese Berichte ein ungefärbtes Spiegelbild der

Besuche geben sollen, wozu ja die Tagespresse gewissermaßen verpflichtet ist; dies trifft nun leider nicht zu und die ohnehin schwer belasteten Geschäftsleute werden gezwungen, die Wiedergabe des Besuches der einzelnen Etablissements durch den Kaiser extra zu bezahlen, *und zwar die Druckzeile mit zehn Kronen!* Wer darauf verweist, daß er diese horrende Summe nicht zu zahlen vermag, und um etwas Entgegenkommen bittet, der bleibt unberücksichtigt, und selbst die schmeichelhaftesten Kaiserworte werden unterschlagen. Da sich mit der Ausbeutung dieser Kaiserbesuche ein Inseratagent befaßt, der anscheinend gar nicht genug bei der Sache herausschlagen kann, so wäre es wohl Pflicht der kompetenten Stellen, diesem Treiben mehr Beachtung zu schenken und diejenigen, die mit den Mitteln haushalten müssen, nicht einfach unterdrücken zu lassen. Die Aussteller haben wohl ein Recht darauf, die Bewertung ihrer Objekte nicht von solchen Geschäftspraktiken abhängig machen zu lassen!

C. H.

Der Verfasser dieser Notiz ist der Druckereileiter der Neuen Freien Presse. Aber das ist nicht Rebellion, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Das ist Treue gegen den Unternehmer, der von dem Schacher mit Kaiserworten lebt, aber nicht vor den eigenen Kunden patriotisch beklagen kann, daß er zu wenig bekommen hat.

\* \* \*

### SO IST DAS LEBEN

(Aus einer und derselben Zeitungsspalte)

<p>Laut Mitteilungen von Wiener Tagesblättern wurde der Chefredakteur der 'Österreichisch—ungarischen Sparkassen—Zeitung', Heinrich P., am 20. d. M. unter dem Verdachte der Erpressung verhaftet.</p>	<p>Herrn Gustav S., Eigentümer und Herausgeber der 'Österreichisch—ungarischen Sparkassen—Zeitung', wurde in Anerkennung seines publizistischen Wirkens der Titel eines kaiserl. Rates mit Nachsicht der Taxe verliehen.</p>
--	--

\* \* \*

### VOM LYNCHEN UND VOM BOXEN

»Ich bitte Sie, zu erklären, daß die in Mastodon, Mississippi, vollzogene Lynchung des Negers Curl in aller Ruhe und in vollster Ordnung vor sich ging. Sie wurde von den angesehensten Leuten des Ortes, Bankiers, Advokaten, reichen Landwirten und Kaufleuten, geleitet ... Ich kann sagen, daß noch niemals vielleicht an einer Lynchung so viele wahrhaft vornehme Menschen sich beteiligt haben ... «

Diese Erklärung erschien, wie die verlässliche Schere des Neuen Wiener Journals behauptet, in vielen amerikanischen Blättern. Sie war ein Protest gegen die mögliche Unterstellung, daß es bei dieser Lynchung grausam zuge-



gangen sei. Im Gegenteil wurde nichts getan, was irgendwie gegen die Vorschriften einer humanen Lynchung verstoßen hätte.

»Ich verlangte für mich nur ein einziges Vorrecht: ich wollte beim Hochziehen des Negers, den wir aufknüpfen wollten, als Erster den Strick in die Hand nehmen. Meine lieben Freunde und Nachbarn erklärten diesen meinen Wunsch für durchaus berechtigt und legten mir kein Hindernis in' den Weg. Aber ich glaube, daß der Neger schon vor Angst tot war, als ich mit einem starken Zug ihn in die Luft hinauf beförderte. Er bewegte sich nicht mehr und zappelte nicht mehr mit den Gliedern; von dem Augenblick, in welchem er hochgezogen wurde, zuckte kein Muskel seines Körpers' mehr.«

Aber auch bis dahin wurde nichts unterlassen, was der Philantrop vorzukehren hat, wenn es gilt, dem Schwachen beizustehen:

»Bevor ich noch den Strick in Bewegung setzen konnte, mußte ich den Neger stützen, denn die Beine zitterten ihm so, daß er nicht stehen konnte.«

Ein Akt christlicher Nächstenliebe, der um so größere Anerkennung verdient, als gerade bei Lynchungen sonst fast durchwegs etwas rücksichtslos verfahren wird. Der Verfasser der Erklärung ist ein Steuererheber namens Miller, dessen Bruder nämlich, ein Polizeibeamter, vom Neger Curl getötet wurde. Auch für diese Tötung wird ein Grund angegeben. Der Polizeibeamte wollte den Neger Curl verhaften. Aber auch dafür wird ein Grund angegeben: »weil Curl an eine weiße Frau einen beleidigenden Brief geschrieben hatte«. Ob auch dieses Vorgehen einen Grund hatte und ob etwa der Brief eine Antwort auf einen schmeichelhaften Brief war, haben wir nicht erfahren. Aber bald darauf wurden tausend Neger gelyncht und der Grund, hieß es, war ein Sieg im Boxen, den ein Neger über einen Weißen errungen hatte. Vielleicht war aber dieser Grund nur ein Vorwand, und vielleicht lag bloß die Gefahr nahe, daß tausend Neger an zehntausend weiße Frauen beleidigende Briefe schreiben könnten. Die verlässliche Schere des Neuen Wiener Journals hat uns darüber mit einer Schilderung vom Negerhaß in Amerika beruhigt, in der es hieß:

Der Schwarze ist in den Augen des Amerikaners eben nun einmal kein richtiger Mensch. Die amerikanische Dame, die sonst an Prüderie mit ihren Stammesgenossinnen in der ganzen Welt es reichlich aufnimmt, kleidet sich in Anwesenheit eines Negers ruhig an oder aus, und wenn die erstaunte europäische Freundin sie darob zur Rede stellt, so antwortet sie kaltblütig: »Der Nigger ist doch kein Mann!«

Sehr richtig! Aber die europäische Freundin soll nur nicht so erstaunt tun. Auch sie würde sich, wenn ein Somali—Dorf in die Nähe kommt oder bei sonst einer besonderen ethnographischen Gelegenheit in Anwesenheit eines Negers ruhig an— oder auskleiden. Denn ob der Nigger kein Mann ist, davon möchten sich alle, die Weiber sind, gern überzeugen. Und weil das ihre Männer fühlen, darum werden sie die Nigger vom Erdboden weglynchen, bis diesen kein Muskel mehr zuckt. Bankiers, Advokaten, Landwirte und Kaufleute und alle wahrhaft vornehmen Menschen werden sich an dieser Lynchung beteiligen. Und werden dann sagen, daß sie doch besser boxen können. Und nur einen Champion werden sie nicht besiegen: den Neger der weiblichen Phantasie. Denn den hat den Weibern die Natur als Entschädigung für den reellen Christen gegönnt.

»EHRlich 606<sup>1</sup>«

In einem Leitartikel über die Syphilis, zu der jetzt also — infolge des Zwischenfalls der Ehrlichschen Entdeckung — sogar die Neue Freie Presse Stellung nehmen muß, teilt jene das Los aller Mächte, die dem Liberalismus über den Kopf wachsen. Durch Jahre totgeschwiegen, wird sie jetzt zwar angegriffen, aber nicht genannt. Wenigstens nicht im Leitartikel. Die Neue Freie Presse spricht von »Ehrlichs unaussprechlichem Mittel«, weil es Dioxydiamidoarsenobenzol heißt: aber sie spricht es noch immer geläufiger aus als die Krankheit, gegen die es erfunden wurde. Hier hilft sie sich, so gut es geht, mit den folgenden Bezeichnungen: »Eine seit etwa fünf Jahrhunderten bekannte Seuche.« »Wir kennen sie aus dem in ewiger Jugend blühenden Werke des alten Rabelais.« »Das Leiden des armen Heinrich, für den die süße reine Ottegebe ihr Herzblut gab.« »Das verzehrende Übel, das Ulrich von Hutten zu Tode quälte.« »Eine der schauerlichsten Seuchen, die den Kranken in Scham und Elend verkommen läßt und die einen Augenblick des Vergessens noch an Kindern und Kindeskindern rächt.« »Eine fürchterliche Plage.« »Dieses allertückischeste, allerschleichendste Übel.« »Diese Gräßlichkeit.« »Dieses Gift im Körper.« »Diese Krankheit.« Nun, Verwechslungen sind da wohl ausgeschlossen. Der Hinweis auf Rabelais, Hutten und den armen Heinrich genügt, um klar zu machen, daß nicht die 'Fackel' gemeint sein kann. Und zum Überfluß erklärt die Neue Freie Presse, »im Speyerhaus in Frankfurt, wo Ehrlich arbeitet«, sei »auch ein gutes Stück falscher Moral begraben worden«. So daß also die Syphilis doch darauf hoffen kann, selbst im Leitartikel einst mit vollem Namen genannt zu werden, nämlich wenn sie nicht mehr sein wird. Ein schwacher Trost, aber anders ist da nichts zu wollen. Was soll man zum Beispiel zu einem »Augenblick des Vergessens« sagen, der noch an den Kindern und Kindeskindern gerächt wird? Man würde »Verweile doch, du bist so schön« sagen, wenn es nicht eben jener Augenblick wäre, dem die Kinder und Kindeskinde, ach, ihre Entstehung danken. Daß sie ihm auch ihr Verderben danken, ist ein alttestamentarischer Fluch, mit dem die Natur das Christentum narrt. Und sie ist am Ende auch nicht gesonnen, sich von der fortschreitenden Wissenschaft ihre Würgeengel zähmen zu lassen. Die apokalyptischen Reiter wird die apokalyptische Zahl 606 vielleicht doch nicht bannen. Was würde die Moral ohne ihre Syphilis anfangen? Diese war nicht die Gefahr, sondern die Schutzvorrichtung. Nicht die Moral hielt die Menschen ab, sich die Syphilis, zuzuziehen, sondern die Syphilis hielt sie ab, sich der Moral auszusetzen. Sie wären ihr rettungslos preisgegeben. Sie würden alle schuldig werden, die heute nur krank werden. Heute ist die Syphilis eine Krankheit, die man hat, aber nicht nennt. Wenn es wirklich so weit kommen sollte, daß man sie nennt, aber nicht hat, es wäre ein Zustand, den die Gesellschaftsordnung nicht um einen Tag überlebte. Es wird nicht so weit kommen. Man hat die Scham vor dem Apotheker nicht in den Kalkül gezogen. Die Beschaffung jenes Mittels, das im Jahre 1910 gegen jene Krankheit gefunden wurde, die eine Folge jenes Augenblicks ist, dem die besten Christen ihr Dasein verdanken, wird mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Nur eine Menschheit, die alle Scham abgelegt hat, wäre bereit, sich von deren letzten Folgen kurieren zu lassen. Und so besteht die Aussicht, daß Dioxydiamidoarsenobenzol unaussprechlich bleibt und der Name Ehrlich nur mit der Erfahrung verknüpft sein wird, daß Syphilis am längsten währt.

1 das Präparat 606, Arsphenamin, Ehrlichs Syphilisheilmittel

### WAS IST EIN NAME ...

Die einzige gute Sache, die im Annoncenteil der Wiener Presse bisher vertreten wurde, sie wird unterdrückt, das einzige anständige Inserat in dieser Fülle von Betrug und Unfug, es wird nicht geduldet. Diese traurige Wahrheit spricht mit beredten Worten aus dem folgenden Schreiben, das der Empfänger, der diskret genug war, seinen Namen herauszuschneiden, mir übermittelt hat:

Wien, am 25. Juni 1910

Herrn ..., Wien.

Laut Auftrag des k. k. Preßbüros dürfen wir Inserate, in welchen die Worte »Gummi« oder »Fischblasen« vorkommen, nicht mehr in unserem Blatte zur Einschaltung bringen. Da in dem Inserat Ihrer werten Firma sich leider diese verbotenen Worte befinden, erlauben wir uns an Sie mit der höflichen Bitte heranzutreten, für dieselben eine geeignete Textänderung vorzunehmen. Wir können Sie versichern, daß wir nicht aus eigener Initiative mit dieser Bitte an Sie herantreten, sondern von dem k. k. Preßbüro, welches in dieser Angelegenheit allgemein vorgeht und dieselbe Änderung für alle anderen Blätter verlangt, gezwungen werden.

Im Voraus bestens dankend, zeichnen wir

Hochachtungsvoll

V. Chiavacci's

'Wiener Bilder'  
Illustriertes Familienblatt

Herr Chiavacci hat kürzlich den Bauernfeld—Preis bekommen. Er verdient ihn für den warmherzigen Eifer, mit dem sein Familienblatt die gute Sache retten will, wenn ihr die Behörde schon den üblen Namen versagt. »Die Sache wills, die Sache wills, mein Herz! Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche Sterne!« Herr Pötzl, der auch kürzlich den Bauernfeld—Preis bekommen hat, duckt sich und gibt die Sache preis. Wiewohl das Neue Wiener Tagblatt wahrlich schon schlechtere Artikel gebracht hat als solche, und wiewohl doch nichts die Interessen eines Familienblattes mehr alteriert als die Verhinderung einer Sache, die zur Verhinderung der Sache dient. Auch die Neue Freie Presse, die doch einsehen müßte, daß diese Pariser Artikel die besten sind, und jedenfalls viel besser als die des Herrn Berthold Frischauer, wirft die Flinte ins Korn. Freilich ist sie kein Familienblatt. Und der Staat wiederum ist ein Familienvater, der auf Vermehrung hält. Er braucht Soldaten. Aber er läßt es doch oft selbst nicht so weit kommen, indem er nämlich zweijährige Kinder, die kein Obdach haben, auf der Straße sterben läßt. Wäre es da nicht sittlicher, solchen Jammer im Keime zu ersticken, anstatt auf Annoncen Jagd zu machen und die Flüche verzweifelnder Eltern sich nachdonnern zu lassen? Wenn schon in Spitälern und Asylen kein Platz für tuberkulöse Kinder ist, soll darum auch in den Annoncenrubriken kein Platz für das Mittel sein, das uns auf eine legitime Art den Anblick dieses irrenden Elends erspart? Und der Staat sollte schließlich bedenken, daß es außer einer kupplerischen Sittlichkeit, die zwischen den Begriffen Gummi und Sünde vermittelt, auch noch hygienische Zwecke gibt, und daß er deren Verfolgung erschwert, wenn er ihre Förderer verfolgt. »Ehrlich 606« dürfte dort oft zu spät kommen, wo ein Blick

in den Annoncenteil präservativ gewirkt hätte. Ist etwa die Bilanz des Bankvereines reeller als solches Angebot? Der alte Kindskopf Staat sollte endlich einmal wissen, wo er uns zu schützen hat, und daß es lächerlich ist, bloß den Schutz zu verhüten. Er denkt aber, es sei besser, daß die Bürger durch unsittliche Handlungen krank werden, als daß sie durch ein Gesundheitsmittel auf unsittliche Gedanken verfallen. Darum hat das problemschwere k. k. Preßbüro — das, wie wir gehört haben, »allgemein vorgeht« — sichs in den Kopf gesetzt, die Urheber von Pariser Artikeln zu Stilkünstlern zu erziehen. Herrn Chiavacci — es soll der Dichter mit dem Gummikönig gehen — bleibt nichts übrig, als ihnen zuzureden. Man kann schließlich alles umschreiben. Selbst die Bitte an den Inserenten könnte man mit den Worten umschreiben: »Was ist ein Name? Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.« Und würde immer wieder die Vorstellung der Rose wecken. Wie will der Staat das ändern? Da wäre es schon logischer, die Rosen zu verbieten. Denn jedes Wort, das sie umschreibt, bringt sie uns nahe und um so näher, als wir die Freude des Erratens dazu bekommen. Vorstellungen leben sich ein. Wenn man heute das Wort »Dummheit« sagt, denkt man gleich an »behördliche Maßnahme«. Um ein Wort vor dem Verstandenwerden zu schützen, müßte man es häufig wechseln. Das österreichische Vorstellungsleben würde ein wenig aufgemischt werden, die Sittlichkeit hätte ihren Profit, nur den Händlern wäre nicht gedient, die doch ihre Ware an den Mann bringen wollen. »Gummi« — das war einmal ein ganz anständiges Wort. »Vorsicht« — das war einmal der Tapferkeit besseres Teil. »Hygienische Artikel« — da weiß man auch schon, was gemeint ist. Man soll's nicht und soll's doch wieder wissen. Eine verdammt schwere Aufgabe. Ein unzerreißbares Dilemma. Nennen wir den Fall einen gordischen Knoten — so wird man doch wieder aha! sagen. An den Inserenten ist es, sich den Kopf zu zerbrechen. Den Bauernfeld—Preis dem, der die richtige Lösung findet!

\* \* \*

### DAS PARADIES DER ERPRESSER

Ein ehemaliger Offizier erschien bei einem ihm bis dahin unbekanntem Frauenarzt und verlangte sechstausend Kronen; im Weigerungsfalle werde er ihn wegen sieben Fruchtabtreibungen der Staatsanwaltschaft anzeigen. Der Arzt wies den Mann ab. Drei Tage darauf erhielt er einen rekommandierten Brief, in dem die Drohung wiederholt, mit dem »Offiziersehrenwort« bekräftigt und ihm ein letzter Termin gesetzt wurde. Der Oberleutnant wurde wegen Erpressung angeklagt. In der Verhandlung erklärte er, er habe aus ethischer Überzeugung gehandelt und den Arzt durch den Erlag der Summe einen Schuldbeweis erbringen lassen wollen. Der Arzt erklärte, er habe keine Furcht gehabt, da er ein gutes Gewissen habe. Der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei. Dieser habe zweifellos in gewinnsüchtiger Absicht gehandelt, aber da sich der Bedrohte nicht gefürchtet habe, liege keine Erpressung vor. Für die österreichischen Erpresser eröffnet sich somit eine neue Chance. Entweder — so war es schon bisher — hat der Bedrohte ein schlechtes Gewissen: dann zahlt er, und der Erpresser lebt herrlich und in Freuden. Oder — das ist die neue Ära — der Bedrohte hat ein gutes Gewissen: dann wird der Erpresser freigesprochen und versucht es ein Haus weiter mit mehr Glück. Bis jetzt wurde er bloß nicht angeklagt, weil der Bedrohte eher zahlte als daß er zugab, ein schlechtes Gewissen zu haben. Jetzt wird er angeklagt, aber nur dann eingesperrt, wenn sich auch der Bedrohte einsperren läßt, das heißt,

wenn er eher zugibt, ein schlechtes Gewissen zu haben, als daß er zahlt. Früher erpreßte nur der Erpresser; jetzt hilft ihm dabei die Justiz. Der Staatsanwalt hatte den Arzt gefragt, ob er nicht auch im Falle des guten Gewissens »fürchten mußte, daß eine polizeiliche Anzeige gegen ihn im Kreise seiner Kollegen peinlich wirken könnte«. Als der Zeuge dies für ausgeschlossen erklärte — weil bekanntlich noch nie ein Wiener Frauenarzt vom andern geglaubt hat, daß er Fruchtabtreibung begehe und weil Fruchtabtreibung eine Handlung ist, die die Frauenärzte noch entschiedener verpönen als das Gesetz —, war der Gerichtshof beruhigt. Um den Erpresser zu verurteilen, hätte er das Geständnis des Arztes gebraucht, daß er ein schlechtes Gewissen habe, Da dieser es trotz wiederholter eindringlicher Befragung nicht zugeben wollte, blieb dem Gerichtshof nichts übrig als den Erpresser freizusprechen, mit der Begründung, daß »bei dem über jeden Verdacht erhabenen Arzt die beabsichtigte Wirkung nicht eingetreten sei«. Die Wirkung, die ein Erpresser beabsichtigt, ist nämlich nicht so sehr der Empfang von 6000 Kronen als die Angst des Spenders. »Die Eignung einer Drohung muß nach der Individualität des Bedrohten beurteilt werden«. Bei Schweißausbruch des Bedrohten wäre der Tatbestand der Erpressung zweifellos gegeben. Daß der Arzt gerade durch seine Unbefangenheit den Beweis für die Gefährlichkeit der Drohung liefern könnte, daß gerade seine Furcht lieber die Harmlosigkeit zugeben würde als die Furcht, und daß sich in seinem Gefühl die infame Alternative »Geld oder Anzeige« vielleicht schon zur infameren Alternative »Freispruch des Erpressers oder Anklage wegen Fruchtabtreibung« gesteigert hat — das bedenkt diese Paragraphenpsychologie nicht. Diese Gerechtigkeit verurteilt einen Burschen, der auf der Ringstraße ein Handtäschchen erbeutet, zu lebenslangem Kerker <sup>1</sup>, weil die Besitzerin erschrocken ist, und spricht den Erpresser frei, weil der Arzt ein gutes Gewissen hat. Der Vorsitzende wird hoffentlich konsequent bleiben, wenn ich jetzt so zu ihm spreche:

Dafür, daß Sie dem Arzt sein gutes Gewissen attestiert und den Erpresser freigesprochen haben, haben Sie von jenem die Behandlung Ihrer Geliebten und von diesem die nächste erpreßte Summe zugesichert bekommen. Ich verlange von Ihnen, daß Sie mir die Hälfte des Betrages geben, widrigenfalls ich die Anzeige wegen Verbrechens des Mißbrauches der Amtsgewalt, Vorschubleistung zur Fruchtabtreibung und Teilnahme an einer Erpressung erstatten werde. Da Sie aber ein gutes Gewissen haben und über jeden Verdacht außer über den der Naivität erhaben sind, erwarte ich meinen Freispruch von der hiermit begangenen Erpressung.

\* \* \*

## DER SOZIALE TON

Nur aus dem Gerichtssaalbericht dringt das Echo der Zeit. Nur die verstümmelte Anklageschrift oder das schlecht mitgeschriebene Referat eines Votanten führt die echte Sprache der beleidigten Gesellschaftsordnung. Wenn der letzte Flimmer von Logik weggeblasen ist, kommt die Dummheit erst zu plastischer Geltung. In München wurde ein Anarchistenprozeß geführt, dessen Angeklagte sich von einem Absynthrausch der neunziger Jahre, von einem ausgelebten Vagantenideal und etwa noch von dem Programm: »Wir wollen in die böhmischen Wälder gehen und dort eine Kabarett—Truppe sammeln!«, zu unvorsichtigen Redensarten hatten hinreißen lassen. Anstatt nun diese harm-

1 Wer's nicht glaubt: Heft 157 # 01 »Ein Unhold«

losen Leute lebenslänglich im Prytaneum zu verköstigen, hat man sie bloß freigesprochen. Und darum Räuber und Kabarettiers! Über diesen Justizmord aber brachten die Zeitungen spaltenlange Berichte und in der Einleitung standen die Worte der Anklageschrift, die die Angeklagten wie folgt charakterisiert: »Sie waren es, welche Bombenattentate, Gütergemeinschaft, *freie Liebe und dergleichen* empfahlen und Pläne zu Einbruchsdiebstählen, Zerstörung öffentlicher Gebäude durch Dynamit erörtert und bereits bestimmte einzelne Verbrechen in Aussicht genommen haben«. Das einzige, das sie fast ausgeführt haben, soll die freie Liebe gewesen sein. Aber der Staatsanwalt traut einem dergleichen immer erst zu, wenn er ihn schon des Bombenwerfens überwiesen hat.

\* \* \*

### DER GEISTIGE TON

Einem verstorbenen Baurat ruft ein liberaler Parteigenosse nach: »In seinem Elemente war er — und dafür zeugen die zahlreichen Bauten von Gotteshäusern, die im In— und Auslande nach seinen Plänen errichtet wurden — wenn er Gelegenheit hatte, den Stein zum Rollen zu bringen für den Gedanken des Bauwerkes, dessen Schaffung ihm oblag«. Dieser Stein ist nicht identisch mit dem konservativen Grundstein, der bei einem Bauwerk gelegt wird, sondern ist ein fortschrittlicher Stein, der zum Rollen gebracht wird. Woraus sich die vielen Hauseinstürze des liberalen Gedankens erklären mögen. Wie aber beschreibt die Neue Freie Presse das Verhalten des Publikums bei einer Regenkatastrophe? »Die drängende Masse schwoll lawinenartig an« und »die Aufrechterhaltung des Überfüllungsverbotens angesichts des Elementarereignisses ließ eine Flut von Verwünschungen hervorbrechen«. Es kam jedenfalls auch zu stürmischen Auseinandersetzungen, man tappte lange im Nebel der Ungewißheit, ob noch eine Elektrische gehen werde, bis sich infolge der Versicherung, daß dies der Fall sei, die Stimmung aufheiterte.

\* \* \*

### DER GEBILDETE TON

Manchmal liest man einen Satz, welcher einem den ganzen Haß gegen die formale Bildung zuführt, den man fürs Leben braucht und den man sich sonst erst umständlich aus Büchern, Leitartikeln, Universitätsvorlesungen und gesellschaftlichem Verkehr zusammenklauben muß. So schreibt zum Beispiel der Herr Doktor Viktor Ruß — gewiß nicht nur einer der maßgebendsten, sondern auch einer der gebildetsten Männer dieser an ihrer fürchterlichen Bezeichnung noch immer nicht krepierenden »Jetztzeit« — in der Neuen Freien Presse die folgenden Worte, in denen der Bildungs—Ruß die greifbarsten Formen angenommen hat:

Diese Tatsache war für den mit der Vorberatung betrauten Permannenzausschuß des Staatseisenbahnrates mitbestimmend, daß sein Subkomitee eine Expertise einberief, über deren vorläufiges Ergebnis nicht so sehr, weil des Materials viel geliefert wurde, als vielmehr über deren vorläufigen Eindruck Mitteilung zu machen, die Redaktion mir den Wunsch ausgesprochen hat, den ich als Vorsitzender dieser Enquete unbefangen zu erfüllen gerne bereit bin.

Was gebührend zur Kenntnis zu nehmen, ich in diesem Falle nicht anstehende ausdrücklich und unter Hinweis auf den durch dieses vorläufige Ergebnis des Permanenzausschusses der liberalen Ödigkeit erzielten Eindruck zu erklären, weil es sich um eine Tatsache handelt, die für den Staatseisenbahnrat mitbestimmend sein könnte, ähnliche Verkehrshindernisse unbefangen zu beseitigen, womit ich die Ehre gehabt zu haben wohl gespeist zu haben wünsche.

\* \* \*

### **DIE MILDERUNGSGRÜNDE**

So rächt sich der Journalismus für die Diskretion der Militärjustiz:

Neue Freie Presse: »Man glaubt, daß als Milderungsgründe angenommen wurden: *Die sehr gute militärische Dienstleistung des Angeklagten und seine von den Psychiatern konstatierte geistige Minderwertigkeit.*«

\* \* \*

### **EIN FALL VON INKOMPATIBILITÄT**

Die Militärstrafprozeßordnung ist schließlich noch erträglich. Ein Blumenkorso meinetwegen auch. Aber beides zugleich — das geht nicht! Zu den Plagen der Hofrichter—Affäre hat dieser entsetzliche Parallelismus gehört. Tagtäglich, im Morgen— und Abendblatt, »wurde gemäß den Bestimmungen der Militärstrafprozeßordnung das geschöpfte Urteil dem Korpskommandanten G. d. I. von Versbach—Hadamar vorgelegt«, und in der benachbarten Spalte schon »bemerkte man u. a. die Gemahlin des Korpskommandanten G. d. I. Versbach v. Hadamar (rosa Rosen und Tülltuffs)«. Wenn ein Ehepaar in die Öffentlichkeit tritt, so muß doch eine gewisse einheitliche Grundstimmung vorwalten. Wenigstens in den Tagen so wichtiger Entscheidungen. Also künftig, wenn ich bitten darf, entweder die Häuslichkeit Albas ohne Blumenkorso, oder Pflichten der Saison ohne Todesurteil. Nur kein Durcheinander!

\* \* \*

### **WAS MAN IN AMERIKA VON ÖSTERREICH WEISS**

Aus dem New York Herald vom 5. Juli 1910:

#### *In the dual Monarchy*

Mr. and Mrs. W. K. Vanderbilt and Mr. Winfield Hoyt have arrived at the Hotel Stern, Marienbad.

Dr. Paul Cohn, of Vienna, has arrived in Carlsbad for a short sojourn.

\* \* \*

### **THEATERNACHRICHTEN**

» ... Deshalb war das laute Händeklatschen, mit dem man Ehrlich begrüßte, wohl berechtigt. In seiner bescheidenen Art lehnte er übrigens für sich den Beifall ab ... «

Trotzdem wiederholt gerufen, zum Schluß nicht endenwollender Beifall ... Tristan gesungen? Nein, Menschheit von Syphilis befreit.

\*

»Aus Nürnberg schreibt man uns: Der Charakterdarsteller L. ... von der zu Hunderten anwesenden Menge mit stürmischem Beifall empfangen.«

Franz Moor gespielt? Im Gegenteil. Die Operettensängerin M. bei einer Kahnpartie vom Ertrinken gerettet.

\*

Die zweite Nachricht bedarf eines Kommentars. Der Begriff »Charakterdarsteller« gewinnt dank der Sozialisierung des Schauspielerstandes seinen vollen Edelgehalt. In früheren Zeiten hätte der Kollege, der mit der Kollegin eine Kahnpartie unternahm, sie ertrinken lassen, in dem trügerischen Glauben, daß er dann allein für die Hervorrufe des Publikums werde danken können. Heute wissen die Schauspieler bereits, daß sie gerade durch Werke der Nächstenliebe bei Presse und Publikum reüssieren. Es wäre bedauerlich, wenn die ethische Entwicklung der deutschen Schauspieler durch die Enthüllungen, die soeben über den Herrn Nissen hereingebrochen sind, wieder aufgehalten würde. Es besteht die Gefahr, daß jetzt dieser um die Hebung der schauspielerischen Ethik so verdiente Mann unter die Schwelle des Standesbewußtseins hinabgestoßen wird. (Siehe die Broschüre »Nissen, Ein Kapitel Bühnengenossenschaft« von Karl Vogt.) Man sollte aber den Schauspielern, die das redliche Bestreben haben, sichere Kantonisten zu werden, ihre Ideale nicht unnötig verteuern. Sie wollen nicht, daß ihre Kolleginnen Prostitution treiben. Dafür sind sie bereit, sie erforderlichenfalls vom Ertrinken zu retten. Sie sind edel, hilfreich und gut. Vergessen wir nie, daß die Arbeit undankbar genug ist. Was geschieht zum Beispiel, wenn ein Revolverjournalist am Ufer steht und man keine Hand frei hat, um den Hut zu ziehen, und nicht die Geistesgegenwart besitzt, »Grüß Gott, Doktor!« zu sagen? Dann war die Rettung umsonst: die Notiz erscheint nicht.

\* \* \*

### SO SCHLECHT WIE EINST

Wenn die Reinhardt—Gesellschaft Wien wieder verläßt, ist die Kritik dümmer geworden, und das Burgtheater muß es büßen. Nun hat es ja das Burgtheater nicht besser verdient, und wiewohl seine Zwerge in der Aufmachung des Herrn Reinhardt und zumal wenn sie als Gäste nach Wien kämen, ins Riesenhafte wüchsen, so mag man zugeben, daß das Burgtheater heute auch unverdienten Tadel verdient hat. Denn ein Theater, welches sich von Pompeji bloß dadurch unterscheidet, daß es keine Trümmer hat, und welches ausschließlich auf die Versicherung der Fremdenführer angewiesen ist, hier sei einmal die Wolter gegangen, hat für Einheimische die Kasse zu schließen. Im allgemeinen Mangel an schauspielerischen Persönlichkeiten liegt gewiß ein hinreichender Grund, ein einzelnes Theater zu entschuldigen, obschon kein hinreichender Grund, es zu besuchen. Aber wenn es ein Theater gibt, dem auch die Nachsicht versagt werden muß, so ist es das Burgtheater, und keines hat wie dieses die Verpflichtung, einen ehrenvollen Tod einem schmachlichen Leben vorzuziehen. Traditionslose Bühnen mögen sich von unternehmenden Budapestern die Kultur und sonstige Surrogate einwirtschaften lassen. Das Burgtheater hätte seinen Namen zu ändern, wenn es seine Vergangenheit zu überleben beabsichtigt, es hätte auf seinem Zettel bloß den be-



rühmten Punkt zu belassen, den man infolge einer Anregung der 'Fackel' vorzeitig beseitigt hat, und es dürfte dann getrost auch gute Kinematographenvorstellungen geben, die immer noch würdiger wären, als schlechte Klassikervorstellungen. Sicherlich, die Noblesse dieser Wüste, die es bisher verschmäht hat, sich mit malerischen Ausreden zu verleugnen, ist sympathischer als jenes zudringliche Fata—morgana—Spiel, das in jedem Sommer unsere Kamele beglückt. Aber das Theater ist nicht dazu da, Mittelschülern die Lektüre der Klassiker zu ersparen. Wenn der Zeit, in der wir leben, schauspielerische Persönlichkeiten nicht abzugewinnen sind, so dränge sich ihr das Burgtheater nicht auf. Sonst gibt es sich einer Ungerechtigkeit preis, die einen Theaterdirektor für den Lauf der Welt verantwortlich macht, und jener kritischen Ungezogenheit, die einen toten Adler ermuntert, sich an einem lebenden Spatzen ein Beispiel zu nehmen. Sobald Herr Reinhardt ins Land kommt, sobald seine neurasthenischen Schlierseer unsern Theatersommer eröffnen, kann sich die junge Kritik nicht fassen vor lauter Horizonten. So stelle ich mir die erste Unterrichtsstunde vor, wenn die sexuelle Aufklärung ein obligater Gegenstand sein wird. Peinlich ist dabei außer der jugendlichen Freude nur, daß sie sich seit so vielen Jahren wiederholt, und daß die Dümmden in der Klasse am lautesten wiehern. Das ewig neue Erlebnis verführt sie, die Mutter zu beschimpfen, die sie nur geboren hat, ohne ihnen zu sagen, wie es dabei zugegangen ist. Welcher von den Herren, die heute in Theaterdingen den Mund voller nehmen, als es ihrem Temperament geziemt, hätte ein Recht, zu leugnen, daß auch er der alten Burgtheaterkunst seine ganze kleine Geistigkeit verdankt? Anstatt die neue Burgtheaterkunst an der alten zu messen, sagen sie, es sei dieselbe, und wagen es, diesen Herrn Reinhardt als Meister zu empfehlen, dessen schauspielerischer Fond ein vierter Galerieschall eines Lewinsky—Tones ist und dessen dramaturgisches Imperium bloß die allgemeine Tüchtigkeit eines Ellbogennaturells bedeutet, die sich ebensogut im Bankfach und im Feuilleton ausleben könnte. Das Burgtheater aber ist so echtes Theater, daß es eben in einer Epoche, die keine schauspielerischen Naturen hervorbringt, schlechtes Theater sein muß, während der findige Geist, der keine Vorurteile und keine Erinnerung zu besiegen hat, eine praktikable Verbindung von Ballettschule, Opiumkneipe und Bildergalerie uns für Theater ausgeben kann. Wenn nun eine gläubige Kritik das Burgtheater tadeln will, so sollte man doch verlangen können, daß ihre Besinnung immerhin zur Erkenntnis des Unterschiedes zwischen einst und jetzt reicht und daß sie vor den Wundern der Berliner Gastspiele bloß das heutige Burgtheater verkleinert. Wie mag es uns nun überraschen, daß wir, auf die hundertjährige Wahrheit gefaßt, das Burgtheater sei nicht mehr das, was es einst war, die Meinung zu hören bekommen, es sei trotz dem Berliner Beispiel so schlecht wie einst! Einer will einer Burgtheatervorstellung das Schlimmste nachsagen und sagt: »Einen Abend lang war es möglich, sich einzubilden, wir seien noch in den Achtzigerjahren des vorigen Säkulums. Diese Vorstellung hätte ebensogut unter Adolf Wilbrandt stattfinden können.« Es wird also gottseidank zugegeben, daß in der Zeit der Wolter, der Meixner, Baumeister und Sonnenthal, der Gabillons und Hartmanns, der Mitterwurzer, Krastel und Robert die Sache zur Not ebenso geeglückt wäre. »Was man sah und hörte, war von einer achtbaren Schablone, von einer respektablen Banalität ... Da war alles von einer ganz und gar unwichtigen Bravheit.« Mit einem Wort, ganz so wie damals. »Ich habe keinen einzigen Akzent, keine Gebärde, kein Wort mit aus dem Theater genommen, davon mein Herz schneller geschlagen hätte, nichts, wodurch ich in meinem künstlerischen Besitzstand glücklicher und reicher geworden wäre.« Also ganz wie in der Theaterzeit, in deren Erinnerung unser Herz

schneller schlägt und die, wenn Theatereindrücke solches vermögen, unsern künstlerischen Besitzstand geschaffen hat. Bei manchen Leuten, die später Journalisten wurden, scheint es ihr nicht gelungen zu sein. Es war eine arme Zeit, die ein reiches Theater hatte. Das Burgtheater schwindelt sich nicht durch die Zeiten; es kann nicht hochstapeln. Aber es sollte auch nicht als Bettler den Verkehr hindern.

\* \* \*

### WIENER IMPRESSIONISMUS

»Sie war fahl geworden. Ihre Schritte *hingen schwer am Boden*.« Plötzlich wurde es anders, sie schien förmlich Flügel bekommen zu haben. »Er ahnte die Zusammenhänge.« Und »wer hatte ihr die *Flügel* verliehen?« Der so fragte, hieß Ludwig. Aber der Papagei schrie »Arthur«. Da sagte sie: »Laß mich den Vogel hinaustragen. Er macht solchen Lärm.« Und sie trug den Vogel hinaus. Ludwig wurde bleich. »Also Arthur war's, sein einziger Freund, der Dichter. Ewigen Frühling trug er in sich.« Da machte Ludwig einen Vorschlag zur Güte. »Ich möchte sehr gern, daß Arthur heute zum Nachtmahl kommt.« Dann ließ er die beiden Bruderschaft trinken. Er ging aus dem Zimmer. »'Wer alles versteht, muß alles verzeihen und leiden, leiden', fühlte er.«

Das ist in einem Wiener Tagesblatt gedruckt worden. Gewiß täte dieser Ludwig gut, den Papagei abzuschaffen. Und ohne Zweifel ist dieser Arthur einer vom Stamme jener Asra, welche »jeden früh« sagen, wenn sie dichten.

\* \* \*

### EINER, DER MEINE ANSICHTEN TEILT

In einem ganz guten Artikel befaßt sich Herr Hermann Bahr mit dem Unterschied zwischen dem schweren Wiener und dem leichten Londoner Leben, den er an einem Vergleich »Charing—Croß und Südbahnhof« beweist:

Und nun gehts durchs ungeheure Gedränge der grenzenlosen Stadt, aber kein Kutscher schreit, kein Schutzmann schreit, ein Zeichen der Hand ordnet alles und man ist angekommen, ausgestiegen, im Lift aufgefahren und hat noch kein lautes Wort gehört. Das Leben ist hier ganz still, und es wird einem unbeschreiblich leicht gemacht. So kann man seine Kraft, die man bei uns im ewigen Kampf mit brüllenden, rennenden, stoßenden Trägern, schimpfenden, fluchenden Kutschern und heiser kreischenden Wachmännern verbraucht, auf andere Dinge sparen.

Ich mußte nicht nach London gehen, um zu schreiben:

Ich halte die glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten für ein tieferes Kulturbedürfnis als den Schutz der Karlskirche. Ich glaube zuversichtlich, daß Karlskirchen nur entstehen können, wenn wir allen innern Besitz, alles Gedankenrecht und alle produktiven Kräfte des Nervenlebens unversehrt erhalten und nicht im Widerstand der Instrumente verbrauchen lassen.

Herr Bahr:

Und alle Kraft wird vergeudet ... Seinen Koffer zu bekommen, eine Straße zu überschreiten, sich eines Kellners zu bemächtigen, dies

alles ist bei uns ein Problem, das jedem einzelnen jeden Tag aufs neue gestellt wird und das jeder jedesmal wieder für sich aus eigenem zu lösen hat; so wird man bei uns von den kleinen Aufgaben des täglichen Lebens zu sehr erschöpft, um für die großen noch etwas übrig zu haben.

Ich:

Die Leute, die uns bedienen, sie sind Sehenswürdigkeiten. Der Kutscher ist eine Individualität, und ich komme nicht vorwärts. Der Kellner hat Rasse und läßt mich deshalb auf das Essen warten. Der Kohlenmann singt vergnügt auf seinem Wagen, und ich friere.

Herr Bahr:

Dort wird man von gutgelaunten Kellnern an seinen Tisch geführt, bekommt sogleich das, was man bestellt, bekommt wirklich das, was man bestellt hat, muß nichts zweimal sagen, wird mit den Augen verstanden und hört kein lautes Wort, niemand schreit oder stöhnt oder schimpft, niemand rennt in Angst, niemand springt vor Wut.

Ich:

Dafür, daß in einem Wiener Restaurant sechs Speisenträger mich fragen, ob ich »schon befohlen« habe, und kein einziger gehorcht, dafür, daß sich der Ruf »Zahlen!« echoartig fortpflanzt, ohne erhört zu werden, dafür, daß die Verteilung des Trinkgelds nach Alters—, Verdienst und Berufskategorien alle anderen Probleme, die mir etwa durch den Kopf gehen könnten, verdrängt, dafür kann die Schönheit des äußeren Burgplatzes nur eine geringe Entschädigung bieten.

Herr Bahr:

In unseren Bahnhöfen, auf der Straße, in Gasthäusern, überall ist immer mein Eindruck der: Hier scheint etwas ganz Unbekanntes und worin es bei uns noch allen an aller Übung, aller Erfahrung, fehlt, eben jetzt zum allerersten Male versucht zu werden.

Ich:

Wird ein neues Restaurant eröffnet, so ists, als ob es sich um die Erschaffung des ersten Restaurants handelte. Alles steht erwartungsvoll. Aber das Restaurant geht nicht. Nichts geht hier und niemand.

Herr Bahr:

Und wer es aushält, kann stolz auf seine Nerven sein, es ist eine Prüfung in Heroismus ... Während man in London kein Held sein muß, um im Gasthaus essen zu können ... Oder man versuche doch einmal abends gegen sieben vom Heinrichshof hinüber zur Oper zu gelangen; es ist selbstmörderisch. Nun kann ich nicht in Ziffern sagen, um wieviel der Verkehr auf dem Trafalgar—Square größer ist als hier; ein vierzig— oder fünfzigmal so groß als auf dem Ring wird er wohl sein. Aber hier fühlt man sich keinen Augenblick bedrängt oder gehetzt oder in Angst, ein Kind kann wohlgeborgen hinüber, alte Frauen beschleunigen kaum ihren Schritt. Und nie habe ich hier rennen sehen, rufen hören; der ewig gleiche Gang dieses unermeßlichen Verkehrs bleibt immer ungestört. Der Passant blickt kaum von der Zeitung in seiner Hand auf, so sicher weiß er sich.

Ich:

Eine glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten würde es einem ermöglichen, zu sich selbst zu kommen. In einer Stadt, in der die Kutscher »Hüh!« und »Höh!« brüllen müssen, in der jeder Fußgänger über jedes Fuhrwerk staunt und jedes Fuhrwerk über jeden Fußgänger, ist es ein persönlicher Erfolg, mit heilen Gliedmaßen nach Hause zu kommen. Im Gewühl der Berliner Friedrichstraße kann ich ungestörter denken als in den bekannten stillen Gassen der Wiener Vorstadt, die jene Literaten lieben, welche aus keiner Patrizierfamilie stammen.

Alles das und noch mehr darüber kann Herr Bahr in meinem Buch »Sprüche und Widersprüche« nachlesen. Der Unterschied zwischen uns: er will auf der Straße Zeitung lesen, ich will auf der Straße denken. Ich glaube übrigens gern, daß der Londoner Verkehr ihm so ausgiebige Sicherheit geboten hat, daß er dort sogar »Sprüche und Widersprüche« lesen konnte. Dagegen war ich nicht imstande, das Neue Wiener Journal, das seinen Artikel brachte, auf der Ringstraße zu lesen, wiewohl er mir in der Hauptsache schon bekannt war. Ich nahm ihn nach Hause, freute mich, daß das Blatt endlich einmal einen Originalbeitrag, wenngleich immer noch ohne Quellenangabe, hatte, und war ordentlich stolz, daß es auch mir endlich gelungen war, von Herrn Bahr entdeckt zu werden. Aber ich bekam keine Sehnsucht nach dem Charing—Croß. Auf der Ankunftsseite ist gewiß ein Londoner Bahnhof bequemer. Aber die Gerechtigkeit gebietet zuzugeben, daß sich zur Abfahrt ein Wiener Bahnhof besser eignet. Freilich, in eben jenem Buch wird Herr Bahr auch den Grund angegeben finden, warum ich mich trotzdem nicht entschließen kann, diese Stadt zu verlassen — denn:

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

\* \* \*

### RESIGNATION

Es geht das Gerücht, daß jetzt eine Operette Zulauf findet, in der die Verse vorkommen:

Nur in Wien am Donaustrand  
Sind die Frauen fesch beinand.

Ich will der Sache nicht nachgehen. Ich habe in diesem Leben so viel Schreckliches durchgemacht, daß ich dieses Letzte gern von mir fernhalten möchte. Ich schließe mich ein und will so tun, als ob ich nichts gehört hätte.

---

## Der Biberpelz <sup>1</sup>

Von *Karl Kraus*

Mein Wiener Dasein ist jetzt wieder reicher geworden, das ewige Sich-diewanddeslebensentlangdrücken, damit man auf dem Trottoir von keinem Trottel angesprochen wird, hat ein Ende, und jeder Tag bringt neue Abenteuer. Durch all die Jahre keine Gesellschaft, kein Theater, kein Blumenkorso —

<sup>1</sup> Aus dem 'Simplicissimus'

[KK]

wie hält man das nur aus? Die Zufuhr der wertvollsten Eindrücke abgeschnitten; und wer weiß, wie lange der innere Proviant gereicht hätte. Selbst die Katastrophen der Saison, Komet und Jagdausstellung, schienen an diesem Zustand nichts ändern zu können. Gewiß, ich wills nicht verhehlen, ich erwartete mir einige Anregung vom Weltuntergang. Wenns aber wieder eine Niete wäre? So lebt man dahin auf dem schmalen Pfad, der von immer demselben Schreibtisch in immer dasselbe Lokal führt, wo man immer dieselben Speisen ißt und immer dieselben Menschen meidet. Froher wird man nicht dabei. Die Welt rings ist bunt, und man möchte sich doch wenigstens an ihr reiben, um zu sehen, ob die Farbe heruntergeht. Man will nicht auf so viel verzichten, ohne zu erfahren, wie wenig man verliert. Nur einmal noch an der vollbesetzten Tafel sitzen, alle Rülpsse der Lebensfreude wieder hören, die Schweißhand der Nächstenliebe drücken — ich träumte davon, und eine gütige Fee, wahrscheinlich jene, die den Operettenkomponisten die Lieder an der Wiege singt, hat mich erhört. Ich bin mitten drin, die Erde hat mich wieder — mein Pelz ist mir gestohlen worden!

Nichts hätte mich den Menschen näher bringen können als der Diebstahl meines Pelzes. Ich müßte jetzt schon mit den Mitteln eines Caracalla arbeiten, wenn ich mich ihres Umgangs erwehren wollte. Jetzt gibts kein Zurück mehr in die Lebensflucht, jetzt heißt es in den sauren Apfel beißen und ein Menschenfreund sein. Ich habe mich lange genug verhaßt gemacht, aber nun vergeben sie mir, was sie an mir gesündigt haben. Sie vergeben mir, sie lieben mich, sie bedauern mich, sie bewundern mich, denn es läßt sich nicht mehr verbergen, alles Leugnen hilft nichts — mein Pelz ist mir gestohlen worden! Und in einem unbewachten Augenblick hatte mich da die Geselligkeit beim Wickel. Ich lebte still und harmlos, ich war ein Privatmann, denn ich übte seit vielen Jahren eine literarische Tätigkeit aus. Ich hatte nicht gewußt, daß ich vor allem einen Pelz besaß. Ich schrieb Bücher, aber die Leute verstanden nur den Pelz. Ich brachte mich selbst zum Opfer, und die Leute meinten den Pelz. Als ich ihn nicht mehr hatte, kam die allgemeine Anerkennung. Ich habe durch den Verlust des Pelzes die Aufmerksamkeit des Publikums gerechtfertigt, die ich durch den Besitz des Pelzes erregt hatte. Im Kaffeehaus, wo es geschah, war die erste Wirkung des entdeckten Diebstahls ein chaotisches Durcheinander, in welchem einige bestürzte Kaffeehausgäste zu zahlen vergaßen und in dessen Mittelpunkt ich so plötzlich geraten war, daß ich mir erst auf dem Umweg der Überlegung darüber klar werden konnte, daß ich den Pelz bestimmt nicht gestohlen hatte. Man nahm eine Haltung an, als wollte man mir die Kleider, die ich noch hatte, vom Leibe reißen, und von allen Seiten brachen Vorwürfe wegen meiner Sorglosigkeit über mich herein. Auf diese Art schien sich die Empörung über den Dieb, der sich den Folgen seiner Handlungsweise entzogen hatte, Luft zu machen, denn mich hatte man, an mich konnte man sich halten, und wenn ich mich, erschöpft von der Untersuchung des Falles, zurücklehnte, in der rechten geistigen Verfassung, um endlich eine Zeitung zu lesen, so ging der Chor der Nebenmenschen an mir vorüber und rief: »Nein, so was!« Ich spürte den Stachel des Vorwurfs. Zu spät sah ich ein, daß man, wenn man einen Pelz hat, auch gewisse Pflichten gegen die Welt hat, und es blieb mir nichts übrig, als jetzt jene letzte Pflicht gegen die Welt zu erfüllen, die man noch hat, wenn man keinen Pelz mehr hat. Die Pflicht, Rede und Antwort zu stehen. Denn wenn es in solchen Fällen schon nicht mehr möglich ist, zu erfahren, wo der Pelz hingekommen ist, so muß man dem Publikum und der Polizei wenigstens darüber Auskunft geben, wo er hergekommen ist, wieviel er gekostet hat, wieviel er heute wert ist, ob der Kragen lange oder kurze Haare hatte, und ob die Schlinge aus Tuch oder aus

Leder war. Die Polizei fragt außerdem noch, ob man einen Verdacht hat. Ein Verdacht wärmt, wenn man keinen Pelz hat, und ein Verdacht, den man hat, ist nach der Ansicht der Polizei immer eine hinreichende Entschädigung für eine Gewißheit, die einem abhanden gekommen ist und die sie einem nie wieder verschaffen wird. Wozu diese Einmischung durch eine Amtshandlung? Ich hatte immer geglaubt, daß sich die Polizei um die öffentliche Sittlichkeit kümmere und nicht um Angelegenheiten des Privatlebens, wie einen gestohlenen Pelz. Aber diese Neugierde! Kaum war mir der Pelz gestohlen worden, waren auch schon drei Vertreter der Polizei im Lokal, drängten sich durch die Wucherer, die meinen Tisch umstanden und ihrer Entrüstung über den Diebstahl Ausdruck gaben, und fragten mich, ob ich einen Verdacht habe. Nun war auch die Nachbarschaft auf den Beinen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich in der Großstadt das Gerücht verbreitet, und zahlreiche Passanten, unter denen man u. a. Persönlichkeiten bemerkte, die schon von ihrer Anwesenheit bei Premieren und Erdbeben bekannt sind, wohnten der Amtshandlung bei. So taktvoll und würdig sich der Pelzdiebstahl vollzogen hatte, in so marktschreierischer Weise äußerte sich das Mitgefühl des Publikums. Denn während die Pelzdiebe kein Aufsehen lieben, legen die Bankdiebe den größten Wert darauf, überall bemerkt und in den Zeitungen genannt zu werden. Hier aber hatten sie sich einmal verrechnet, denn die Zeitungen würden auch von einem Kometen keine Notiz nehmen, wenn sein Schweif meinen Kopf berührt hätte. Aus demselben Grunde mußte ich befürchten, daß sich der Chef des Sicherheitsbüros dieser Sache nicht so energisch annehmen werde, wie er es in Fällen gewohnt ist, wo die Aussicht auf publizistische Unterstützung ihn zu einer fieberhaften Tätigkeit spornt. Natürlich läßt sich das echte Interesse durch solche Bedenken nicht abweisen. Während mich die Vertreter der Behörde um Alter, Beschäftigung und Vorstrafen befragten, sprachen einige Gäste immer wieder ihr Bedauern aus, daß sie gerade nicht hingesehen hätten, als der Pelz gestohlen wurde, und vertraten die Ansicht, daß der Dieb sich einen Augenblick gewählt haben müsse, wo er sich nicht beobachtet fühlte. Das Personal wurde mit Fragen bestürmt, aber der Zahlmarkör, der Zuträger, der Pikkolo und der Feuerbursch — sie alle hatten bloß den einen Wunsch: »Wann i nur amal so einen derwischen könnt, den drschlaget i!« Ich bat, in Gegenwart der Polizeirepräsentanten sich nicht zu gefährlichen Drohungen hinreißen zu lassen, richtete noch an die Detektive das Ersuchen, dafür zu sorgen, daß ich nicht vorgeladen werde, weil ich ja doch nichts anderes aussagen könnte, als daß ich keinen Pelz und keinen Verdacht habe, und entzog mich den Ovationen der Menge, indem ich meinen Hut nahm und mich zum Ausgang wandte, an der Kassierin vorbei, welche die Hände rang. Draußen grüßten mich die Fiaker, die sich von dem Ereignis des Tages irgendwie einen besonderen Vorteil erhofften. Einer der Polizisten aber holte mich ein und machte mir den Vorschlag, mit ihm zu gehen und das Verbrecheralbum durchzusehen. Ich lehnte diesen Vorschlag ab, weil mir jede Vergleichsmöglichkeit fehle, solange ich den Dieb meines Pelzes nicht gesehen hätte. Die Polizei solle ihn erst zur Stelle schaffen, dann wäre ich gerne bereit, ihn nach der Photographie zu agnoszieren. Einer der Kellner aber behauptete plötzlich, einen Verdacht zu haben, und schien entschlossen, mitzugehen! Diese Recherche hat, wie ich später erfuhr, meiner Sache nicht wesentlich genützt, dafür aber anderweitige erfreuliche Resultate ergeben. Der Kellner soll nämlich einige frühere Stammgäste des Kaffeehauses erkannt haben, und noch nie zuvor, heißt es, sei in einer Polizeistube eine so freudige Stimmung des Wiedersehens laut geworden. Schließlich mußte man, da diese Rufe »Jessas, der Herr von Kohn!« und »Nein, der Herr von Meier!« nicht aufhören wollten, dem braven Burschen das Bilder-

buch aus der Hand reißen. Am nächsten Tag erhielt ich eine Vorladung, der ich aber nicht Folge leistete. Immer hatte ich es bisher streng zu vermeiden gewußt, daß mir etwas gestohlen wurde; denn nichts fürchte ich mehr als Unannehmlichkeiten mit der Polizei. Man hat mir auch tatsächlich nie das Geringste nachweisen können. Sollte ich jetzt wegen des einen Fehltrittes mir eine so peinliche Untersuchung auf den Hals laden? Nimmermehr! Ich stellte mich der Polizei nicht! Wenigstens war ich entschlossen, es nicht eher zu tun, als bis sie den Pelz hätte. Ich hoffte übrigens, daß sie den Fall vertuschen und mich ruhig meiner gewohnten Beschäftigung nachgehen lassen werde. Als ich somit wieder ins Kaffeehaus kam und meine Lesecke aufsuchen wollte, standen einige Herren davor, die sich sonst nur für Trabrennen interessierten, aber diesmal eine Wette abgeschlossen hatten, ob ich den Pelz bekommen würde oder nicht. Die der Meinung waren, daß ich ihn bekommen werde, sagten: »Nicht wird er ihn bekommen!«, während die andern, die der Meinung waren, daß ich ihn nicht bekommen werde, ein über das andere mal riefen: »Ja wird er ihn bekomme!« So vermochte ich die beiden Gruppen zu unterscheiden, ohne doch im Meritorischen eine Entscheidung treffen zu können. Ich setzte mich nieder und hörte aus dem Billardzimmer Rufe wie: »Echter Biber, sag ich Ihnen!« »Und ich sag Ihnen, Nerz!«, worauf ein dritter mit einem derben »Astrachan, Ihnen gesagt!«, in die Debatte fuhr. Ich ließ fragen, ob es die Herren störe, wenn ich Zeitungen lese. Sie verneinten und gingen auf ein ganz anderes Thema über, indem nämlich einer behauptete, sich noch an den Fall zu erinnern, wie dem alten Löw ein Pelz um tausend, sage tausend Gulden gestohlen wurde; und da ein anderer die Frage einwarf: Welchem Löw? und die zurechtweisende Antwort bekam: »No, der später in Konkurs gegangen ist!«, fühlte ich, daß die Aufmerksamkeit von mir abgelenkt sei, und war dessen froh. Ich nahm jene Zeitung zur Hand, die seit Jahren das Publikum dadurch zu interessieren weiß, daß sie meinen Namen nicht nennt, und suchte nach einer Notiz, in der davon die Rede war, daß einem Privaten ein Pelz gestohlen wurde und daß einer unserer Mitarbeiter Gelegenheit hatte, mit dem in den weitesten Kreisen bekannten Dieb zu sprechen. Da trat eine fremde Dame auf mich zu, tadelte mich wegen meiner Unachtsamkeit und fragte mich, ob ich noch mit der Familie T. verkehre. Ich antwortete, daß ich mit gar niemand verkehre, und zahlte meine Zeche. Draußen grüßten mich die Fiaker, wiesen verheißend auf ihre Wagen und riefen etwas wie »Verkühlns Ihna nur net« hinter mir. Noch habe ich aber nicht erzählt, wie sich am Tage nach der Tat das Wiedersehen mit meiner Bedienerin gestaltet hat. Sie war eigentlich schuld, denn sie hatte mir, weil wir gerade im strengsten Mai einen Schneefall gehabt hatten, zugeredet, den Pelz anzuziehen, der Winters über beim Kürschner in Aufbewahrung gelegen war. Ich hatte mich gesträubt, denn ein unbestimmtes Gefühl sagte mir, daß bei Neuschnee die Pelzdiebe aus der Erde schießen, während die Schneeschaufler nichts zu tun bekommen, weil die Kommune die Konkurrenz des Tauwetters begünstigt. Aber wiewohl dieses schon eingetreten war, setzte die Frau ihren Willen durch, und richtig, eine halbe Stunde später war der Pelz gestohlen. Nun ist mir nichts peinlicher als lange Auseinandersetzungen über Dinge, die mit der Wirtschaft zusammenhängen, und so hatte ich, nachdem das Unglück geschehen war, nur die eine Sorge: Wie sage ichs meiner Bedienerin? Es gab eine lebhafte Szene und ich bekam allerlei zu hören. Denn das Herz der Frauen hängt an irdischem Tand und sie können sich auch von fremdem Besitz nur schwer trennen, während ich mich erleichtert fühlte, als ich bei Tauwetter ohne Pelz das Kaffeehaus verlassen konnte. Überhaupt hatte mich der Verlust des Pelzes kalt gelassen, und was mir naheging, war nur der Verlust meiner Ruhe. Daß ich im Mittel-

punkt der Aufmerksamkeit stand, daß ich in Wien über Nacht berühmt war und daß die Leute mit Fingern auf mich zeigten: »Dort geht er«, »Kennst ihn?«, »Aber ja, Biber« »Er hat ihn effektiv nicht gekriegt« — das härmte mich, das fraß an mir wie Motten an einem Pelz, der einem nicht gestohlen wurde. Ich beschloß, die Straße zu meiden, bis ich das Gras über die Sache wachsen hörte. Aber als ich nach einer Woche mich behutsam in das Stammlokal wagte und den Weg von hinten nahm, da trat mir die Toilettefrau entgegen und sagte. »Mir hats furchtbar leid getan!« Als ich hineinkam, waren aller Augen auf mich und meinen Überrock gerichtet und als ich diesen an den Kleiderstock hängte, riefs aus einem Winkel: »Aber jetzt heißt's doppelt vorsichtig sein!« Und aus dem andern Winkel: »Ja, durch Schaden wird man klug«. Als ein Kellner dazwischentrat und sagte. »Aber der Herr gibt ja sowieso acht«, rief eine Stimme aus dem Spielzimmer: »A gebrenntes Kind fürchtet das Feuer!« Der Kellner sagte: »Wann i nur amal so einen derwischen könnt, den —«. Ich zahlte sofort und nahm mir vor, das Lokal nur mehr des Nachts zu besuchen, wenn ein anderes Publikum da wäre. Kaum hatte ich unter veränderten Umständen Platz genommen, so drehte sich ein englischer Trainer zu mir herum, schob seinen Sessel vor und begann, die Arme auf die Lehne gestützt: »Einmal mir ist gestohlen ein Pferddecke ...« Ich sah, daß mein Erlebnis über das Mitteilungsbedürfnis der Wiener Bevölkerung hinaus dem internationalen Interesse entgegenkam. Ich fürchtete, daß hier die Hebung des Fremdenverkehrs ansetzen könnte. Ich schloß mich ein, und ich zeigte mich nicht eher, als bis mir die heiße Jahreszeit jede Gedankenverbindung mit einem Pelz auszuschließen schien. Da aber mußte ich es erleben, daß ein Mohr auf mich zutrat, der so perfekt deutsch sprach, daß er mich fragen konnte, ob ich damals meinen Pelz wiederbekommen hätte. Ich suchte ein anderes Lokal auf, dessen Besitzer mich aber nicht nur durch seinen Gruß belästigte, sondern auch mit den Worten ansprach. »Bei uns wird Ihnen das nicht passieren!«

Ich erkannte, daß es kein Zurück mehr gab. Denn hier war ein Wiener Problem geboren. Hier war einmal eine Tatsache, die einen so plausiblen Reiz, eine so unmittelbare Popularität hatte, daß keine Rücksicht auf den Menschen, der von ihr betroffen wurde, die Leute fernhalten konnte. Hier war eine Solidarität hergestellt durch die in ihrer Einfachheit verblüffende Erkenntnis: daß das jedem von uns passieren kann! Ich war in den Ring einer Gemeinsamkeit gezogen, die mir den Pelz bewachte, der mir gestohlen war, und die mir mit ihren zudringlichen Blicken das Maß für einen neuen zu nehmen schien. Jetzt mußte sich nur noch die Steuerbehörde für den Fall interessieren, die ja bald erhoben haben konnte, daß ich in den Verhältnissen bin, einen Pelz besessen zu haben. Ich begann den Dieb zu beneiden. Nicht weil er den Pelz hatte, sondern weil man ihm nicht draufgekommen war; weil er auf freiem Fuße leben konnte, während es hinter mir »Aufhalten!« schrie und ich wie ein erwischter Bestohler von der Dummheit eskortiert wurde ... Ich beschloß, mich aus dem Privatleben zurückzuziehen. Mir war eine Hoffnung geblieben. Daß es mir durch die Herausgabe eines neuen Buches gelingen werde, mich den Wienern in Vergessenheit zu bringen.



## Selbstanzeige

In der nächsten Zeit wird »*Die chinesische Mauer*« im Verlage Albert Langen, München, erscheinen. Das Buch wird 464 Seiten stark sein und die folgenden Arbeiten enthalten:

Prozeß Veith Der Sündenpfehl Die Hundsgrotte Das Ehrenkreuz Maximilian Harden Eine Erledigung Die Forum—Szene Die deutsche Schmach Der eiserne Besen Messina Politik Der Hanswurst Ö. G. Z. B. D. G. Fahrende Sänger Die Musik— und Theaterausstellung Das Erdbeben Girardi Grimassen über Kultur und Bühne Menschenwürde Der Festzug Lob der verkehrten Lebensweise Jubel und Jammer Die Malerischen Von den Sehenswürdigkeiten Peter Altenberg Selbstbespiegelung Der Fortschritt Reformen Ober die Jungfrauen-schaft (Von Shakespeare) Die weiße Kultur oder Warum in die Ferne schweifen? Die Memoiren der Odilon Die Schuldigkeit Weihnacht Schrecken der Unsterblichkeit Von den Gesichtern Bekannte aus dem Varieté Der Biberpelz Die Welt der Plakate Die Entdeckung des Nordpols Die Mütter Die chinesische Mauer

Die Umarbeitung, Zusammenstellung und Korrektur der Aufsätze dauerte von August 1909 bis Juni 1910.

Für Leser, deren stoffliches Interesse schon durch die Lektüre der Aufsätze in der 'Fackel' befriedigt wurde, ist diese Arbeit nicht bestimmt. Sie würden keinen Unterschied merken.

Die »Chinesische Mauer« ist — nach »Sittlichkeit und Kriminalität« und »Sprüche und Widersprüche« der dritte Band der Ausgewählten Schriften. Die oft verschobene Herausgabe von »Kultur und Presse« dürfte zu Beginn des nächsten Jahres erfolgen. Vorläufig werden zwei Bände diesen Titel führen. Ihnen folgen — soweit die Buchmöglichkeit der Publikationen von elf Jahren reicht — ein Band polemischer Aufsätze, zwei Bände Glossen und ein Aphorismenbuch. Hoffentlich ermöglicht mir die wachsende Verständnislosigkeit des Publikums, mich bald in Ruhe und ungestört von periodischer Verpflichtung, der Arbeit an diesen Büchern widmen zu können.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**